



EIN OSTSEEPIRAT

Carl Schmeling

Zweiter Band

Carl Schmeling

Ein Ostseepirat

Zweiter Band

Historischer Roman

Inhalt

| | |
|---------------------------------|-----|
| I. Eine kleine Jagd | 7 |
| II. Eine Verständigung | 10 |
| III. Eine wichtige Person | 16 |
| IV. Ein neues Debüt | 19 |
| V. Unter Møns Klingt | 25 |
| VI. Eine Sinnesänderung | 29 |
| VII. Eine ansteckende Krankheit | 34 |
| VIII. Eine würdige Liaison | 39 |
| IX. Die Befreiung | 45 |
| X. Unerwartete Hilfe | 50 |
| XI. Der Lohn in Aussicht | 55 |
| XII. Swietens Glück und Unglück | 60 |
| XIII. Sein Glück | 72 |
| XIV. Mein Unglück | 80 |
| XV. Eine Vereinigung | 91 |
| XVI. Aut vincere, aut mori | 98 |
| XVII. Ein Husarentanz | 105 |

| | |
|-------------------------------|-----|
| XVIII. Der Gefangene | 111 |
| XIX. Die neuen Stadttaffichen | 118 |
| XX. Die Eispartie | 125 |
| XXI. Unerhört | 132 |
| XXII. Eine Invitation | 137 |
| XXIII. Ein Racheplan | 146 |
| XXIV. Jacobsons Projekt | 151 |
| XXV. Eine Falle | 156 |
| XXVI. Die Gefangenen | 161 |
| XXVII. Verdienter Lohn | 167 |
| XXVIII. Eigentümliche Wirkung | 171 |
| XXIX. Der rechte Mann | 177 |
| XXX. Ein Plan | 182 |
| XXXI. Große Eile | 187 |
| XXXII. Dennoch misslungen | 193 |
| XXXIII. Mann und Frau | 197 |
| XXXIV. Eine Diversion | 202 |
| XXXV. Der zuständige Richter | 209 |
| XXXVI. Die Katastrophe | 214 |

I. Eine kleine Jagd

Es gibt nichts Imposanteres, als eine ohnehin schon pittoreske Gegend, insbesondere in der Nähe von Wasser, durch große Leuchtkugeln, wie sie eigentlich nur zu militärischen Zwecken verwendet werden, erhellt zu sehen. So klar und genau in ihrem Lichtkreis die Beleuchtung auch ist, behält sie doch immer einen magischen, geisterhaften Anflug. In solcher Weise erschien das Kap Dornbusch, massig und drohend. Die Wogen rollten wie eine bewegte Tuchdecke gegen dasselbe an. Am Rand und auf dem Wasser erkannte man jeden einzelnen Gegenstand.

Fast bis an den Gürtel im Wasser stehend, stand Wardow mit gezogenem Degen da. Wut und Kampf begierde lagen in seinen Augen. Seine etwas wasserscheuen Soldaten standen am Strand, teils ihre Musketen wendend, teils auch zu weiterem Gebrauch in Bereitschaft setzend. Mit vollen Segeln steuerte der alte Klassen, trotz dem Feind zugewendet, dem Strand näher. Die Seeleute der Schaluppe, einige halb nackt, schauten gleich ihm nach jenen Booten hinüber, die leicht nach Norden glitten. In einem dieser Fahrzeuge stand Jacobson auf der Steuerbucht, einem zürnenden Meergott gleich. So fast frei in der Luft schwiebend, erschien der Bau seines Körpers und seine Haltung fast doppelt so kühn und kräftig als sonst.

Sein Blick folgte erst dem Geschoss, wahrscheinlich um zu berechnen, wie lange sein Licht brennen werde, dann fiel er scharf auf den Lotsen und endlich auf

den Major. Die Frauen sahen mit Scheu zu dem kühnen Mann empor, der nun mit zitternder, tiefer Stimme sagte: »Sie tun Unrecht, Major von der Grieben. Sie werden es bereuen, sich in die Gewalt dieses Knaben zu geben, wie in die der Schweden überhaupt. Sie sind frei, sobald wir den nächsten Strand erreicht haben, wenn es Ihnen beliebt, aber bedenken Sie, was Sie tun!«

»Tun Sie Ihre Schuldigkeit!«, hatte der Major vorhin dem Fähnrich zugerufen und damit gemeint, dass derselbe das Feuer fortsetzen solle, was jedoch nicht geschah. »Ich habe keine Gemeinschaft mit Euch, Herr!«, erklärte der Major heftig auf die Rede des Kapitäns. »Feuer, Wardow, Feuer, solange es noch Licht gibt!«, rief er. Doch die Kugel sank und erlosch. Rabenschwarze Finsternis trat an die Stelle des Lichtes, Flüche und Kommandos schallten von drüben, in den Piratenbooten war es still. So mochten vielleicht zehn Minuten vergangen sein.

»Holla!«, rief plötzlich der Major über das Wasser hin. »Holla, hierher!«, wiederholte er, und andere Stimmen antworteten von hinterwärts.

»Still!«, rief nun Jacobson dem Major zu. »Herr, Sie scheinen einem Edelmut trauen zu wollen, den Sie doch nicht Lust haben, anzuerkennen!« Der Major antwortete nicht, ließ aber seine Rufe aufs Neue ertönen. Inzwischen waren einige Boote, die vermutlich sofort vom Entendorn aus gestartet waren, den Piraten in die Flanke gekommen. Es erfolgten Schüsse von denselben, einzelne Kugeln schlügen gegen die Plan-

ken der fliehenden Fahrzeuge.

»Legt euch!«, rief Jacobson, »haltet eure Waffen bereit, Jungen!« Doch es kam nicht zum Kampf. Die Verfolger hatten wahrscheinlich nicht ganz die Richtung der Flüchtigen aufgenommen. Ihre Boote erreichten den Bug und legten an. »Schafft die Herrschaften schonend hinaus, Männer!«, befahl Jacobson. »Herr Major, ich verzeihe Ihnen, denn jetzt habe ich zu verzeihen. Ich wünsche Ihnen alles Gute und besonders, dass Sie nicht bereuen, mir kein Vertrauen geschenkt zu haben!«

Statt der Antwort ließ der Major von Neuem seine Signalrufe ertönen, während man ihn, seine Gemahlin und die jüngste Tochter an Land trug. Auf den Arm des Kapitäns legte sich indessen eine leichte Hand. »Ich bleibe!«, flüsterte eine sanfte Stimme.

»Bei Gott!«, erwiderte Jacobson, »doch ich habe es fast erwartet - abgestoßen, Jungen!«

»Clara ...!«, ertönte es vom Ufer her, »Clara, Clara, um Gotteswillen, wo bist du!« Es erfolgte keine Antwort auf diese Rufe und Fragen. Die Boote verschwanden in der Nacht, und jammernd blieben die drei Personen am Strand zurück. Doch bald erschienen andere Boote, um sie aufzunehmen. Wardow zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Ritterlichkeit und schwor, als er hörte, dass Clara dennoch entführt sei, die Beute dem kecken Räuber abzujagen.

Drei Boote waren im Ganzen angelangt und in einem derselben sollten der Major und die Seinen zu-

rückgebracht werden, die beiden anderen jedoch die Verfolgung fortsetzen. Mit möglichster Eile wurde alles Nötige verrichtet, und Wardow eilte weiter nach Norden, während Grieben südwärts geführt wurde. Eltern und Tochter trafen wieder in ihrem Haus ein; der Major war erzürnt. Am Morgen erschien auch der Junker, man hatte gleich von Anfang die weitere Spur des Piraten verloren.

»Sie werden mir bezeugen!«, sagte der Major immer noch aufgeregt, »dass ich mein Möglichstes getan habe, den verwegenen Freibeuter in Ihre Hände zu liefern!«

»Freilich, freilich, Herr Major!«, entgegnete Wardow, »und ich bin glücklich, es zu können!«

»Melden Sie auch der Kommission, dass ich jetzt zu jeder Auskunft bereit bin!«, fuhr jener eifrig fort, »ich sah ein, dass ich unrecht hatte, ich will mein Benehmen von früher wiedergutmachen!« Wardow verbeugte sich und versicherte nochmals, alles zu tun, um den Major vor den Folgen der Bekanntschaft mit einem Mann zu schützen, der ja auch ihn sonst an den Rand des Abgrundes gebracht hatte.

II. Eine Verständigung

Die Sonne stieg spät, aber glänzend im Osten am anderen Morgen aus der See empor. Ihre Strahlen vergoldete die Segel des *Merkur*, der unter allen nur möglichen und fast nicht möglichen Lappen hart Nord-

west anlag und wie ein Schwan durch die leicht bewegten Wellen glitt.

Auf seinen beiden Topps befanden sich Lugmänner mit Fernrohren bewaffnet, die sie seit dem ersten Morgengrauen schon unablässig nach allen Seiten richteten.

Auf der Schanze schritten Jacobson und Swieten umher; beide schweigend, beide ihren Gedanken nachhängend, die sie jedoch jeden Augenblick unterbrachen, um ebenfalls auf die See hinauszuspähen oder die Männer in den Marsen zu beobachten. »Noch immer nichts?«, rief endlich der Kapitän hinauf. »Kein Lappen, Herr!«, lautete die Antwort, »es ist freie See, so weit Auge und Glas reichen!«

»Also glücklich getäuscht!«, meinte Jacobson mit einem Anstrich von Zufriedenheit, »die Narren, welche glauben, der Fuchs kehre direkt zum Bau zurück, sie werden sich wundern, jenseits nichts von dem Vogel zu entdecken, den sie schon im Netz zu haben glaubten!«

Swieten brummte etwas Unverständliches und warf im Vorbeigehen einen Blick auf die Bruchsole, um hinterher eine neue Schwenkung zu machen.

Jacobson betrachtete ihn lächelnd und fuhr fort: »Dänemark hat sich endlich mit Bestimmtheit für die Neutralität erklärt, und dies war es, was ich seit Langem wünschte. Wir gehen also nach Dänemark, ich will einmal wieder meine Flottille zusammen sehen, und dann drauf, alter Swieten, wie der Adler aus der Höhe, bis zu der niemands Auge reicht; man soll bald

inne werden, dass Peter Jacobson noch die alten Zähne hat, obwohl sie seit längerer Zeit nicht gebissen haben!«

Swietens sonst so kaltes Auge leuchtete einen Moment auf, dann jedoch lächelte er und zog seine Schultern langsam in die Höhe. »Wo werden wir die Schiffe treffen?«, fragte er wieder kalt.

»Meiner Meinung nach unter Moens Klink!«, gab der Kapitän zur Antwort. »Dahin habe ich sie bestimmt!«

»So soll die ganze Flotte bei der Feierlichkeit zugegen sein?«, fragte der Steuermann schnell.

»Swieten!«, sagte der Kapitän, sich plötzlich umwendend, im drohenden Ton. Swieten nahm jedoch diesmal die Mahnung, in seinen Schranken zu bleiben, so leicht, dass er sie überhören zu wollen schien, als plötzlich der Schall einer kleinen Glocke durch das Verdeck ertönte.

Der Steuermann lächelte; Jacobson wurde rot, sagte aber nichts, sondern wendete sich schnell ab und sprang die Treppe zur Kajüttür hinunter.

Man ahnt wohl, dass dieses kleine Gemach die schöne Beute barg, welche sich Wardow verschworen hatte, dem Kapitän wieder abzujagen. Er konnte nicht wissen, dass dieselbe dem Entführer freiwillig gefolgt war.

Die Wahrheit zu sagen, war jedoch auch Clara der etwas unüberlegt gefasste Entschluss wieder leid geworden. Die Liebe ist eine Macht, der niemand widersteht, wer sich ihr erst ergeben; sie achtet so wenig die

Gesetze der Moral, wie andere Schranken in gewissen Augenblicken, um im nächsten schon zu sehen, wie töricht die gefassten Entschlüsse zu nennen und wie wahnsinnig die Ausführung derselben gewesen waren.

Auf Clara hatten alle kurz vorher einander rasch folgenden Ereignisse dahin gewirkt, dass sie nicht vollkommen Herrin ihrer Besinnung geblieben, und dies war ganz natürlich.

Sie suchte in jenem Moment in dem Benehmen des von ihr geliebten Mannes nur die edle Tat, die fortgesetzte Bemühung, dem Mitmenschen zu dienen, welches Bemühen diesmal, statt Dank zu ernten, mit schnödem Undank zurückgewiesen wurde.

Ihre Neigung beherrschte daher ihren Verstand völlig, und sie tat, was ihr vom Standpunkt einer strenger Sitte nicht zu verzeihen war.

Clara gelangte mit den Booten beim Schiff an und Jacobson besaß Takt genug, die junge Dame für heute, sobald für ihre Bequemlichkeit gesorgt worden war, allein zu lassen.

Das erste Bedürfnis der jungen Dame in ihrer neuen Lage war Ruhe, doch Clara sollte dieselben nicht allzu lange genießen. Das Auslaufen des Schiffes oder vielmehr die dazu nötigen Arbeiten weckten die junge Dame aus ihrem leichten Schlummer. Seit dieser Zeit bereits wachte sie, obwohl Kapitän Jacobson das Gegen teil glaubte.

Clara kam nun wegen des von ihr unternommenen Schrittes ein Grauen und dann Reue an. Sie fand nicht

etwa ein großes Unrecht darin, ihren Eltern und ihrer Schwester gegenüber, wohl aber war sie zweifelhaft, mit welchen Augen sie später der Mann deswegen betrachten werde, an dessen Achtung ihr alles gelegen war. Gern hätte sie denselben wieder bei sich eintreten sehen; gern hätte sie das ihr angedeutete Zeichen mit der Glocke gegeben, wodurch sie ihn herbeirufen konnte. Doch sie fühlte nur zu gut, dass dies vor Tagesanbruch die Schicklichkeit verbiete, und so erwartete sie denn, höchst aufgeregt und von beängstigenden Gedanken geplagt, den Morgen.

Endlich brach denn auch der so sehnlich erwartete Tag an und Clara läutete.

Es ist unnötig, von der Sehnsucht zu reden, mit der Jacobson dies Zeichen erwartete. Mit pochendem Herzen folgte er dem Ruf und trat gleich darauf in die Kajüte. Clara bedeckte ihr Gesicht mit den Händen; der Kapitän blieb an der Tür stehen.

»Clara!«, begann er endlich leise, und jene wagte es, aufzublicken; ihr Gesicht war mit einer Purpurglut überzogen.

»Kapitän!«, stotterte die junge Dame, » ich bin in Verzweiflung, was werden Sie von mir halten, in welchem Licht muss ich Ihnen erscheinen!«

»Nicht an Ihnen ist es, Clara!«, sagte der Kapitän, sein Haupt senkend, »solche Fragen zu tun. Sie kommen mir zu, mir, der sich unter der Maske eines ehrlichen Mannes in Ihr Haus und in Ihr Herz schlich und der trotz seiner Entlarvung strebte, Sie zu erobern!«

Clara richtete ihr Auge auf den Mann, den sie einen

Moment mehr gefürchtet als geliebt hatte, und der nun so sanft zu ihr sprach.

»Ich habe nicht vergessen!«, antwortete sie leise, »was Sie beim ersten Abschied zu mir gesprochen haben!«

»Dann ist alles gut!«, rief der Kapitän lebhaft vortreffend, »dann weiß ich, dass Sie an mich glauben, und ich verdiene einen solchen Glauben!«

»Ich bin davon überzeugt!«, antwortete Clara.

Der Kapitän war inzwischen näher getreten, ergriff ihre Hand und führte dieselbe an seine Lippen, während er sein Knie beugte und sich auf den Boden niederließ.

Clara senkte ihren Blick, aber gerade dieserhalb fesselte der des Mannes ihre Augen, und lange schauten beide einander innig an.

»Wir verstehen uns!«, rief plötzlich der Kapitän aufspringend, »ich darf nichts weiter verlangen, aber es genügt mir auch diese stumme Sprache. Es wird die Zeit kommen, hoffe ich, in der ich reden darf. Wie glücklich mich ihr Vertrauen macht, davon will ich ebenfalls für jetzt nicht sprechen. Ich hätte Sie ohnehin nicht von mir gelassen, Clara, bis der drohende Moment vorüber ist. Ich konnte es nicht ertragen, Sie den Schikanen einer Untersuchung ausgesetzt zu wissen, denen sicher die Ihren entgegengehen. Ist alles beendet, werde ich Sie der Familie zurückgeben und den Vater um Ihre Hand bitten. Denn alles an unserer späteren Verbindung muss legal sein. Sie soll besonders von der Einwilligung Ihrer Eltern abhängen. Bis dahin

betrachten Sie mich als den Beschützer Ihrer Freiheit und sich selbst als meinen Gast!« Ein warmer Händedruck antwortete dieser Rede Jacobsons, und völlig beruhigt konnte Clara nun zu dem Mann ihrer Wahl emporblicken, der sich neben sie setzte, um sie näher über seine Stellung im Leben und seinen erwählten Beruf aufzuklären. In Claras Augen konnte Jacobson durch diese Eröffnung nur noch gewinnen.

III. Eine wichtige Person

»Seht fleißig nach dem Boot, alter Klassen!«, sagte der Junker flüchtig im Vorbeigehen zu dem Hochbootsmann. »Ich habe noch Geschäfte auf der Insel, aber dennoch könnte es kommen, dass wir jeden Augenblick abgehen müssten!«

Klassen brummte vor sich hin, als der junge Mann seine Antwort gar nicht abwartete, sondern eilig zu dem Werder schritt und einem Boot der Marine befahl, ihn an Bord der Kanonierschaluppe zu bringen.

Ein Marinefähnrich war sonst in der Regel auch in Schweden eine unbedeutende Person, doch als unser Junker dem Kommandierenden Offizier seine Meldungen abstattete, merkte sogar dieser, dass er mit einer besonderen Spezies der Gattung zu tun hatte, was ihm ein spöttisches Lächeln entriss.

Doch Wardow kehrte sich daran nicht, sein Glück war mit jedem Moment im Wachsen, und ohnehin zum Übermut geneigt, wurde er es dadurch nur noch

mehr. Keck ersuchte er auch die Mitglieder der Kommission, seine Erklärungen anzuhören.

Es gab zwar einige Zweifel an der Aufrichtigkeit der Gesinnung des Majors, doch Wardow war wirklich ein warmer Fürsprecher und deshalb nahm man endlich an, dass alles sei, wie er es gesagt hatte.

Indessen war die Angelegenheit des Majors nicht das Wichtigste für den Augenblick. Alle noch auf der Insel anwesenden Offiziere waren zu sehr durch die aufs Neue an den Tag gelegte fast unbegreifliche Frechheit des Piraten aufgeregt, als dass dieser Gegenstand sie nicht zunächst beschäftigt haben sollte.

Der Kommandeur der Schaluppe rief deshalb alle anwesenden Offiziere zu einer Art Kriegsrat zusammen, um irgendeinen Beschluss betreffs des Freibeuters zu fassen. Auch Wardow hatte einen Sitz in diesem Rat, wenn auch eigentlich keine andere Stimme, um vor demselben die Ereignisse dieser Nacht zu wiederholen.

Dass der Pirat Einverständnisse auf der Insel und auf dem Land überhaupt mit den Bewohnern unterhalte, glaubte man, annehmen zu dürfen. Dass er sogar noch selbst mit einem Teil seiner Leute in der Gegend sei, schien ebenfalls glaublich. Dies bestimmte den Beschluss des Rates, der endlich dahin lautete, eine Bootflottille auslaufen zu lassen, um nach Seeräubern, wie man sie hartnäckig nannte, in den vielen Verstecken der Binnengewässer suchen zu lassen. Versteht sich, wollte und musste Wardow von der Partie sein.

Die Flottille lief denn auch sehr bald aus, um sich in den unzähligen Winkeln der Inselküsten zu verlieren. Die Kommission des Gouvernements zog feierlich nach Grieben, um dort verschiedene Tatbestände festzustellen und den Major zu verhören.

Grieben war durch die Ereignisse der Nacht vollkommen ein anderer geworden. Zwischen zwei drohende Elemente gestellt, blieb ihm nichts übrig, als auf die Seite des Gesetzes zu treten, wenn schon damit augenscheinlich eine gewisse Aufgabe seiner Herrnrechte verbunden war.

Er konnte nicht zweifelhaft sein, dass sich die Herren auf Wardows Bericht vielleicht auch ohne denselben wieder einstellen würden. Deshalb ordnete er an, für dieselben ein Frühstück bereitzuhalten, und empfing sie selbst bescheiden und zuvorkommend, als sie anlangten.

Einige Zeit hindurch wollten die Herren wohl noch beleidigte Obrigkeit spielen, doch das Frühstück ließ sie mildere Gesinnungen fassen. Man ging schließlich kordial an die Verhöre und Aufnahme verschiedener Protokolle, bei welcher Gelegenheit auch die Frau und Tochter des Majors vernommen wurden.

Als endlich alles so weit geordnet war, erfolgte dennoch zu des Majors Erstaunen der Beschluss, ihn mit nach Stralsund zu nehmen. Der Major sah ein, dass, wer A gesagt hatte, auch B sagen muss. Die Kanonierschaluppe rüstete, der Major nahm Abschied, und jene segelte mit ihm und der Kommission südwärts. Zurück blieb nur Dalström mit seinen Leuten und sei-

nem Wrack. Das Soldatenkommando war ebenfalls wieder abgezogen.

Inzwischen hatte dann auch Wardows Boot wie die anderen ihre vergebliche Sache beendet. Alle liefen gegen Abend wieder an den Strand, wo der Fähnrich hörte, was geschehen war. Wardow wütete. Er eilte zunächst zu Dalström, der ihn ungefähr so hoch hielt wie ein alter Haudegen ein zum Krieger ausstaffiertes Kind.

Außerdem hatte Dalström deshalb einen Groll auf den Knaben, weil er ein schärferes Auge, wenn auch nur unbewusst, gezeigt hatte, als er selbst. Wardow kam daher ziemlich schlecht bei ihm an und musste schließlich förmlich ablaufen, was den jungen Mann noch ärgerlicher machte und ihn fast zu einer Insubordination verleitet hätte.

Ziemlich in seiner Meinung von sich selbst, als sei er eines bedeutenden Protektorats fähig, zurückgekommen, beschloss der junge Mann, im Schloss Grieven seine Aufwartung zu machen, und schlug den Weg nach demselben ein. Er fand dort weinende Augen, wurde jedoch von der Majorin sowie von Sophie gut aufgenommen und zum Abendessen eingeladen.

IV. Ein neues Débüt

Wardow versuchte während des Essens nach Möglichkeit, die beiden Damen zu trösten. Wenn je Ruhmredigkeit der Jugend etwas leistete, so geschah es

durch den Junker, obwohl der Erfolg nur halb zu nennen war.

Der Junker blieb auch noch nach aufgehobener Tafel und schien endlich mit nochmals wiederholten Beteuerungen der entführten Clara, wie dem Vater die Freiheit zu verschaffen.

An Bord gelangt, verschmähte er natürlich nach den Genüssen, welche ihm die Grieben'sche Küche gewährte, sich noch an denen der Kajüte zu erfreuen, obwohl der alte Klassen mit dem Abendessen auf ihn gewartet hatte.

Der Bootsmann speiste daher allein, während sein Kommandeur den Zuschauer dabei abgab. Zwischen beiden entspann sich allgemach folgendes Gespräch.

»Ich weiß wahrlich nicht, was nun!«, meinte Wardow, »denn allein weiter den Seeräuber zu verfolgen, wäre doch wohl zu gewagt!«

Klassen sah den jungen Mann mit einem Seitenblick an, der vielsagend genannt werden musste.

»Das mein ich auch!«, erwiderte er dann trocken, »und wegen unserer nächsten Tätigkeit dürfte vielleicht Herr Dalström Anordnungen treffen!«

»Der!«, rief Wardow verächtlich, »ich habe ein selbstständiges bestimmtes Kommando und werde mich während der Dauer desselben niemand unterwerfen!«

»Hm!«, brummte der Alte, »damit ist es doch eine eigene Sache!«

Offenbar jedoch fand sich Wardow durch diese Äußerung des alten Mannes schwer beleidigt, denn er er-

hob sich mit allem ihm zu Gebote stehenden Ausdruck des Stolzes.

»Ich weiß, was ich zu tun habe!«, sagte er scharf betont und verließ die Kajüte. »Immer derselbe!«, brummte Klassen vor sich hin und setzte seine Mahlzeit fort. Nach Beendigung derselben begab auch er sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang bot die Nordspitze von Hiddensee ein belebtes Bild dar. Die drei anderen zur Verfolgung Jacobsons abgesendeten Schiffe waren zurückgekehrt, mit ihnen noch zwei andere.

Verschiedene Boote mit Mannschaften der Schiffe waren an das Land gekommen und lungerten dort nun umher oder gingen Geschäften nach, die fast immer Seefahrer an Land haben, wenn sie sich an einer Küste befinden.

Auch Wardow hatte sich bereits erhoben; indessen hielt er es im Gefühl seiner Würde nicht nötig, dem Ersten der kleinen Flotte seine Aufwartung zu machen, sondern begab sich nach vollendeter Toilette wieder nach Grieben.

Die Besorgnisse der beiden Frauen hatten sich während der Nacht nicht gelegt, sondern eher noch gesteigert. Sie sahen deshalb den jungen Mann mit unverhohelter Freude ankommen und zogen ihn zu ihrem Frühstück.

Nach demselben ward es nötig, dass sich die Majorin um die seit einigen Tagen von ihr vernachlässigte Wirtschaft kümmerte. Der Fähnrich lud Sophie zu ei-

nem Spaziergang ein.

Das Wetter war einem solchen günstig, die Mutter gab ihre Einwilligung und die beiden Kinder verließen das Haus, um zunächst den Garten zu betreten.

Wardow verfiel während seiner Unterhaltung sehr bald in einen Ton, der Sophie mehrmals das Blut in die Wangen trieb.

Doch Sophie war ein Mädchen und noch dazu ein junges unerfahrenes; es machte ihr Vergnügen, ihre Vorzüge loben zu hören, und bald hatte sie die ungünstigen Verhältnisse, unter denen man lebte, vergessen.

Der Junker drückte nochmals ihre kleine Hand recht herzinniglich und Sophie litt es bald nicht allein, sondern erwiderte auch den Druck seiner Hand.

»Teure Sophie!«, sprach Wardow endlich, »die Gegenwart eignet sich zwar nicht eben besonders zu Erklärungen, doch die Liebe bindet sich so wenig an Verhältnisse, wie an die Zeit – ich liebe Sie, Sophie.«

Wardow versuchte dieser Erklärung dadurch Nachdruck zu geben, dass er sich auf seine Knie warf und die Hand der kleinen Sophie an seine Lippen drückte.

»Um Gott, Herr von Wardow!«, sagte Sophie ängstlich, »man kann uns vom Haus aus sehen!«

»Mag uns die ganze Welt sehen!«, rief der junge, in Feuer geratene Mann, »mag sie meine Erklärungen hören: Ich liebe Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, habe Sie vom ersten Zusammentreffen an geliebt und flehe hier um Ihre Gegenliebe!«

»Ich will ja gern ...!«, stotterte das überraschte Kind,

»aber erheben Sie sich nun endlich. Ich verginge vor Scham, wenn man uns hier so träfe!«

»Ich danke, Sophie!«, erwiderte Wardow aufsprüngend. »Nehmen Sie meinen Schwur der Treue – sobald ich, was nicht lange auf sich warten lassen kann, aufgestiegen bin, werde ich förmlich um Ihre Hand werben, Teure!«

Wardow schlang seinen Arm um das halb verlegene, halb entzückte Mädchen und drückte dasselbe an seine Brust, zugleich aber auch einen Kuss auf dessen unschuldige Lippen.

Sophie duldet mit holder Röte im Antlitz auch diesen, und beide setzten im traulichen Geflüster ihren Spaziergang fort. Es ist ein Vorzug der Jugend, auch in den trostlosen Lagen die Hoffnung nicht zu verlieren.

Wohl ohne es eigentlich zu müssen, wenigstens ohne es genau zu beachten, hatten beide den Garten verlassen und befanden sich im Freien auf dem Weg zu der Kuppe des Bakenberges, auf dessen Gipfel sich, eine lebhafte Bewegung kund gab. Diese wurde dadurch verursacht, dass sich die Kommandeure der Schiffe mit Begleitern dorthin begaben, um See und Land mit ihren Fernrohren zu rekognoszieren.

Wardow folgte nun einem natürlichen Zug, als er seine Schritte den auf dem Berg befindlichen Gruppen lenkte. Obwohl Sophie sich anfänglich weigerte, ihn dahin zu begleiten, so gab sie endlich doch seinen Bit-ten nach. Unbefangen stiegen beide den Berg hinauf. Unter den dort befindlichen Kapitänen und Offizieren

war auch Dalström, und es ist möglich, dass er es war, der die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf das Paar lenkte.

Wardow wollte mit freundlichem Gruß näher treten; er war in mancher Hinsicht gewöhnt, sich von den Offizieren als ebenbürtig gehalten zu sehen, doch das spöttische Lächeln der meisten ließ ihn inne halten.

»Wer zum Henker ist denn das!«, fragte bald auch eine Stimme. »Man sieht aus wie ein Mariner, scheint sogar zu einer Beratung von Marineoffizieren kommen zu wollen. Doch die Marine, in der es geschieht, muss irgendwo jenseits des Ozeans Mode sein. Wer sind wir denn eigentlich, junger Herr?« Der Mann, welcher diese Worte gesprochen hatte, war der älteste Kapitän unter den Führern der auf Reede liegenden Schiffe und deshalb also auch der Kommandeur des Geschwaders.

Wardow, durch den Ernst der schließlich gestellten Frage dazu veranlasst, ließ den Arm Sophies, die ganz erschreckt dastand, los. »Fähnrich von Wardow!«, antwortete er mehr ärgerlich als verlegen.

»Nun Fähnrich von Wardow!«, erwiderte der Kapitän, »sehen Sie dort das Schiff! Ich hoffe es. Begeben Sie sich an Bord desselben, um sich dort als Arrestant zu melden. Ich bitte Sie, sich zu beeilen!«

Sophie kannte wenig von der Subordination der Leute auf der Flotte und ihr Schreck machte sich in einem Schrei Luft, nach welchem sie floh.

Wardow hätte vielleicht eher den Einsturz des Him-

mels erwartet, als einen solchen Empfang vermutet, denn sonst würde er sich gehütet haben, hierher zu kommen. Doch dem einmal bestimmt erteilten Befehle musste auch ohne Widerrede gehorcht werden und eilig wendete er sich zum Gehen, wobei jedoch der Gedanke an verschiedene Duelle, in denen er seinen Beleidiger züchtigen wollte, durch seinen Kopf fuhr.

Ein schallendes Gelächter folgte den beiden. Fast sprachlos vor Wut führte der gedemütigte Liebhaber seine Herzenskönigin, nachdem er sie eingeholt hatte, nach Hause.

Wardows Abschied von den Damen war hier nur kurz, aber er unterließ dennoch nicht neben den Versicherungen seines Schutzes, den er den Damen angeleihten lassen wolle, auch Schwüre seiner Macht abzulegen. Alsdann eilte er davon, teilte Klassen kurz mit, was ihm begegnet war, und fuhr schließlich zu dem Schiff, welches der Führung des strengen Herrn anvertraut war, der den Dienst über die Courtoisie ihm gegenüber zu setzen wagte.

V. Unter Møns Klingt

Zu den dänischen Inseln gehört auch die Insel Møn.

Møn gleicht einem Mondviertel in der Gestalt oder, wenn man will, einer Sichel. Diese Küsten umschließen daher einen Meeresbusen, welcher sich von Südost in das Land schiebt.

Die Küsten fallen nämlich auf dieser ganzen Strecke

aus schwindelnder Höhe steil ab und haben namentlich an ihrer Nordecke eine Höhe von gegen neunhundert Fuß.

Ein Wort über ihre Entstehung.

Im Sommer nämlich strömen die Gewässer des Finnischen und Bottnischen Meerbusen zum Teil mit heftigen Stürmen südwärts nach wärmeren Gegenden.

Ihr gewaltiger Anprall bricht sich an den pommerschen und rügenschen Küsten, um sich nordwestlich auf Møn und Seeland zu werfen.

Die Natur sorgt überall für sich selbst, und obwohl diese Meeresströmungen hier und da Land fortnehmen, so schaffen sie andererseits Dünen und jene steilen Seewachten wie Stubbenkammer, Møns Klint und Stevns Klint.

Zurzeit dieser Meeresströmungen ist die Bucht von Møn dasselbe wie die Trompe und Prora bei Rügen, wahre Gegenkessel, die unvermeidliches Verderben jedem Schiff bringen, welches in ihre Wirbel gerät.

Bei den arktischen Nordwestwinden und Stürmen dagegen bildet Møns Klint einen Schutz, der die Gewässer an seinem Fuß so sicher wie den besten Hafen macht.

Nur zu solchen Zeiten ist die Bucht von Schiffen gesucht, sonst jedoch verlassen und einsam, ein Schlupfwinkel für Leute, die es nicht gern haben, dass man ihnen genauer auf die Finger sieht.

Diesen Ort also hatte Jacobson seinen Schiffen als Rendezvous bestimmt, und bereits seit mehreren Tagen war es äußerst lebhaft in dem versteckten Winkel.

Stattliche Briggs liefen nacheinander herum, bis es fünf an der Zahl waren, und jeder neue Ankömmling wurde von den bereits vorhandenen durch Flaggen, Freudenschüsse und Jubel begrüßt.

Auf der mit Granit bedeckten Sohle des Strandes erwachte schnell ein besonderes Leben; es wurden Zelte errichtet und Feste gefeiert, zu denen auch die Bewohner der Insel sich einfanden.

Die Mehrzahl der Landenden schienen dem Äußeren nach Norweger zu sein; alle bewegten sich indessen, als ob sie zu Hause und sicher wären. Sie hatten auch das Recht dazu, denn sämtliche Schiffe waren mit dänischen Kaperbriefen versehen.

Nebenbei wurde ein lebhafter Tauschverkehr zwischen den Landbewohnern und den Seeleuten betrieben.

Es war am vierten Tag, seit sich dieses Treiben hier entwickelte, als der Posten auf der Höhe ein Schiff signalierte.

Sofort bedeckten sich die Masten aller Fahrzeuge mit Leuten, die nach dem Segel ausschauten. Man erkannte es und richtete alles zum Empfang her.

Der *Merkur* lief unterdessen schnell herauf. Auf seinem Deck befanden sich Clara und Jacobson.

Die junge Dame war wieder ruhiger geworden; sie fand nichts Unrechtes mehr darin, sich dem Mann ihrer Liebe anvertraut zu haben.

Jacobson vermied alles, wodurch er ihre Lage hätte peinlich machen können, und das Schiffsvolk bewies ihr dieselbe Achtung wie der Kapitänen.

Auch er hatte bereits seit längerer Zeit scharf ausgeschaut und bald entdeckt, dass seine Flottille bereits anwesend war.

So nahe gekommen, dass man die Schiffe zu erkennen vermochte, bekamen seine Augen einen eigenständlichen Glanz.

»Clara!«, sagte er plötzlich mit der Hand auf jene deutend. »Sehen Sie dort meine Macht, sie ist nicht gering, und Sie werden bald genug sehen, dass ich auch anders aufzutreten vermag wie dort in Grieben.«

Clara antwortete nicht durch Worte, aber sie reichte dem kühnen Mann ihre Hand.

Als der Schoner in die Bucht trat, gab die Flottille hintereinander drei Salven. Die hohen Ufer hallten sie wider und es war, als ob die Erde wankte.

Die Schiffe zeigten schon lange den bunten Flaggenschmuck und unter fortwährenden Hurraufen ging auch der Schoner vor Anker. Die Führer der Schiffe kamen auf ein Signal vom *Merkur* herbei, ihren Kommandeur zu begrüßen.

Jacobson stellte seinen Untergebenen die Damen vor, und Clara hätte nie geglaubt, was sie nun erkannnte. Die so sehr gefürchteten und geschmähten Freibeuter hatten nichts Fürchterliches an sich, sie waren vielmehr, wie Jacobson, gebildete liebenswürdige Leute.

Nachdem ihnen der Letztere Bericht über seine Tätigkeit abgestattet und sie mit seinen nächsten Absichten bekannt gemacht hatte, wurde ein kurzes Mahl eingenommen, dem Clara präsidierte.

Danach luden die Kapitäne diese und Jakobson zu einer an Land veranstalteten Festlichkeit ein und verließen das Schiff.

Clara begann sich für verzaubert zu halten, als sie später in Gesellschaft Jakobsons und Swietens an Land ging.

Sie hatte früher dergleichen nie gesehen, ja nicht einmal geahnt; es war ein wahrhaft königliches Fest, dem sie beiwohnt, und sie durfte sich als Königin desselben betrachten.

Während der Tafel wurde auch ein bestimmter Entschluss für die Zukunft gefasst. Dieser ging darauf hinaus, dass die Flottille nach zwei Tagen auslaufen sollte, um offen gegen die schwedische Flotte zu agieren. Diese zwei Tage sollten noch der Ruhe und der Erholung gewidmet werden.

VI. Eine Sinnesänderung

Der Major von der Grieben hatte sich in sein Schicksal ergeben. Er war darauf gefasst, Unannehmlichkeiten zu erfahren, hoffte jedoch auf eine standesgemäße und rücksichtsvolle Behandlung.

Solange er sich in dem Schiff befand, sollte er sich auch nicht getäuscht haben. Die Mitglieder der Kommission, wie der Führer des Ersteren, benahmen sich höflich gegen ihn. Man tat, als sei er ein Passagier des Fahrzeugs.

In Stralsund angekommen, wurde er zuerst auf die

Kommandantur geführt, dort oberflächlich vernommen und ihm dann ein Haus zum Aufenthalt mit dem Bedeuten, sich nicht zu entfernen, angewiesen.

Der Major war insoweit mit dem Erfahrenen zufrieden, doch er wusste noch nicht, was es heißt, im Kampf der Parteien einer vielfach anders gedeuteten Machtpflege zu unterliegen.

Schon am nächsten Tag wurde er dem Gouvernement zugeführt, und hier musste er erkennen, dass man ihn für einen Vaterlandsverräter hielt.

Etwas zu spät begriff der Major, dass er doch auf freien Füßen besser daran gewesen wäre als in der Gewalt dieses Gerichts, das um jene Zeit überhaupt nur Missgriffe machte.

Dennoch beantwortete er auch nun noch alle an ihn gestellten Fragen vollkommen ausreichend und suchte sich in glimpflicher Weise von dem gegen ihn vorliegenden Verdacht zu reinigen.

Grieben erfuhr bei dieser Gelegenheit, welche wichtige Person Jacobson im Krieg mit Preußen bereits war und noch werden konnte.

Nach diesem lange dauernden Verhör wurde der Major wieder abgeführt, jedoch nicht wie früher durch einen Zivilbeamten, sondern durch einen Infanterie-Korporal.

Indessen auch dies mochte nichts weiter von Bedeutung sein, und deshalb folgte er dem Soldaten ohne Weiteres.

Dagegen machte ihn der Weg, welchen man nun nahm, bald aufmerksam. Derselbe ging nämlich fast

durch die ganze Stadt immer deren Südseite zu.

»Wohin führt Ihr mich? «, fragte der Major endlich.

Sein Begleiter hatte bisher noch kein Wort gesprochen. »Sie werden es sehen«, sagte derselbe nun mürrisch, und Grieben war zu stolz, weiter eine Silbe an den unhöflichen Menschen zu verschwenden.

So kam man bis zu der Bastion am Frankenteich und stand endlich vor dein Frankenturm.

»Was ... hier? «, schrie der Major auf. »Mann, seid Ihr nicht bei Sinnen?«

Statt der Antwort pochte der Soldat an die niedrige Pforte. Ein Mensch mit einem schweren Schlüsselbund an der Seite öffnete und trat heraus. Der Soldat übergab jenem seinen Gefangenen.

»Tretet näher!«, sagte der Schließer grob.

Der blaue Turm war ein Festungswerk aus alter Zeit, hoch, massiv und aus mehreren Stockwerken bestehend, in denen zu Zeiten schwere Verbrecher verwahrt wurden.

Der Major wusste dies, denn er hatte früher einmal in der Festung garnisoniert. Noch ganz außer sich vor Überraschung war es ihm nicht möglich gewesen, bisher ein Wort weiter hervorzu bringen. Die grobe Anrede des Schließers musste ihn erst wieder ganz zu sich bringen.

»Das muss ein Irrtum sein, Leute! «, rief er lebhaft. »Ich kann unmöglich hier verwahrt werden sollen! «

»Kein Irrtum! «, antwortete der Schließer, »nur herein!«

Der Major konnte nicht länger daran zweifeln, dass

es mit seiner Einsperrung in diesen alten Gemäuern Ernst sei. Einen Moment mochte er wohl daran denken, sich diesem Los mit Gewalt zu widersetzen; doch ein Blick auf die wie zum Zugreifen neben ihm befindlichen beiden Männer ließ ihn leicht anderen Sinnes werden. Außerdem befand sich dicht neben dem Turm auch noch ein Wachtposten.

»Das geht über alle Begriffe!«, murmelte er nach kurzem Besinnen. »Ich werde mir indessen Genugtuung zu verschaffen wissen!«

Der Schließer antwortete nicht, der Major betrat den Gang und die schwere Tür schloss sich hinter ihm. Er wurde zwei Treppen hoch geführt und ihm dort ein enges, finsternes, nur durch offene Schießscharten erleuchtetes Gemach ohne alle Bequemlichkeit angewiesen. Der Schließer verließ ihn wieder. Was nun alles im Inneren des Majors vorging, dürfte schwer zu sagen sein. Jedenfalls ist jedoch so viel gewiss, dass der Zorn, welcher ohne Frage in ihm aufloderte, ein höchst gerechter genannt werden musste.

Doch der Zorn eines Menschen hinter Schloss und Riegel, zwischen dicken Mauern ist stets ohnmächtig, das haben schon Kaiser und Könige erfahren, noch mehr, der Zorn legt sich bald, um freilich nur einem fast immer unauslöschbaren Groll Platz zu machen.

Mit dem Schließer, der später wieder erschien, um eine schlechte Suppe zu bringen, ein Gespräch anzuknüpfen, war dem Major vorläufig nicht möglich, und er beschloss deshalb zu warten, was die Zukunft bringen werde.

Am Abend erschien ein Offizier im Dienstanzug zu keinem anderen Zweck, als um zu visitieren.

»Mein Herr!«, redete der Major diesen an, »wissen Sie, wer ich bin?«

»Leider!«, sagte der Mann bedauernd. »Ich weiß, dass Sie der Herr Major von der Grieben sind?«

»So wissen Sie vielleicht auch, aus welchem Grund man mir diese Behandlung angedeihen lässt!«

»Man beschuldigt Sie des Hoch- und Landesverrats, der Konspiration gegen den Senat und Reichsrat, der Verbindung mit dem Feind!«

»Wie ist das möglich?«

»In Schweden ist jetzt vieles möglich!«, sagte der Mann achselzuckend.

Der Major sah den Sprecher starr an. »Und was spricht man in der Stadt von meinem Fall?«, fragte er.

»Derselbe hat allgemeinen Unwillen hervorgerufen!«, lautete die Antwort.

»Ich danke Ihnen!«, murmelte der Major.

Der Offizier entfernte sich, und der Major begann über seine Lage nachzudenken. Es war, als seien ihm plötzlich die Augen klar geworden und erkenne er den ganzen verderblichen Schlund der Parteiumtriebe, die schon so oft Staaten in das Verderben gestürzt haben. Er verwünschte seinen Patriotismus oder das, was er bisher dafür gehalten hatte. Sicher hatte der Reichsrat in diesem Moment keinen ärgsten Feind als ihn. Sein Glaube an das rechte Regiment der Aristokratie hatte plötzlich einen argen Stoß erlitten.

VII. Eine ansteckende Krankheit

Die Strafe, welche der Junker von Wardow für seine Unachtsamkeit oder Achtungswidrigkeit gegen einen Offizier zu erwarten hatte, war eben nicht so bedeutend. In Wirklichkeit sollte dieselbe auch nur in zwei Tagen Wacharrest bestehen, als sie gefällt worden war, und diese hätten sich wohl verschmerzen lassen.

Doch was für den jungen ehrgeizigen Mann mehr zählte als ebenso viel Monate, war die Lächerlichkeit, welche diesmal mit seiner Strafe verbunden war, und die sich bis ins Unendliche fortzusetzen drohte, weil es zu viel Zeugen des Vorfalls gegeben hatte und all diese Zeugen mit nach Stralsund gekommen waren, wo sie noch auf Kosten des armen Burschen lachten.

Lächerlich zu werden, ist überhaupt wohl das Schlimmste, was einem ehrgeizigen Menschen auf der Welt begegnen kann. Doch lächerlich vor der Geliebten zu erscheinen, das ist noch mehr als schlimm und war Wardows Fall.

Zu allem musste nun noch kommen, dass der brave Junker durch die vorhergehenden Ereignisse eine Art von Ruf in der Stadt erhielt, der ihn auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hatte.

Wardow war daher so wütend, als er seinen Arrest antrat, wie es nur ein junger Mann seines Standes und Alters sein kann. In seinem Zorn beschloss er denn, mit niemanden zu sprechen, während er sich in Haft befand, und führte diesen Entschluss auch mit lobenswerter Konsequenz aus.

Die Zeugen seines gegenwärtigen Gebarens ergötzten sich deshalb zunächst nun noch mehr über ihn, doch er wollte später die Lacher in fürchterlicher Weise auf seine Seite ziehen und ertrug deshalb alles standhaft. Natürlich erfuhr er auf diese Weise nicht, was sonst in der Stadt vorging.

Sein Arrest war zu Ende und der junge Mann verließ die Hauptwache eiligen Schrittes in keiner anderen Absicht, als den Urheber der ihm zugefügten Schmach vor das Messer zu nehmen, das heißt, ihn auf Leben und Tod zu beleidigen und ihn zu zwingen, die Mensur mit ihm zu betreten.

Doch Wardow war noch nicht weit gekommen, als er seinen Namen rufen hörte. So sehr er auch eilte, einem unberufenen Schwätzer zu entkommen, jener Mensch folgte mit solcher Ausdauer, dass der Junker genötigt war, sich zu ergeben.

Jener Mensch war ein Fähnrich der Landtruppen, der lachend näher kam.

»Wetter, Wardow!«, rief derselbe, »du fliegst ja förmlich; aber kein Wunder, Freund, wer so wie du die gottvollsten Romane einfädelt, der kann nicht mehr wie gewöhnliche Sterbliche wandeln. Erzähle mir ein wenig von da draußen auf der wüsten Insel!«

»Lass mich in Ruhe!«, erwiederte Wardow heftig.

»Nun, nun!«, meinte der andere begütigend, »ich weiß bereits, die Sache kann auch eine tragische Wendung nehmen, und es soll mir lieb sein, wenn du nicht mit hinein verwickelt wirst.«

»Was, tragisch!«, meinte Wardow verwundert, »was

soll das heißen?«

»So weißt du noch nicht?«, fuhr jener fort, »dein Schwiegervater in Spe ist gemeiner Verbrechen angeklagt und in den blauen Turm gesperrt worden.«

»Der Major von der Grieben?«, fragte Wardow.

»Derselbe«, hieß es.

»Ich weiß kein Wort davon!«, sagte Wardow lebhaft, »so teile mir doch mit, wie das zugegangen ist!«

Der junge Kamerad wusste zwar nicht viel über die Angelegenheit, doch er erzählte, was er wusste, und dies war immerhin genug, um dem Fähnrich einen tüchtigen Schreck einzujagen. Er hatte über seine eigene Not ganz das Geschick des Majors und was er für denselben zu tun gedachte, vergessen.

Wardow trennte sich von dem jungen Freund, aber mit seinen Absichten auf einen vermeintlichen Beleidiger war es einstweilen vorbei. Er wollte ursprünglich Ruf und Ehre rehabilitieren und sollte dies auch, jedoch in ganz anderer Weise, als er beabsichtigte.

Nach kurzer Überlegung wendete sich unser Junker dem blauen Turm zu und verlangte dort, den Major von der Grieben zu sprechen.

Der brummige Schließer musste wohl glauben, dass der junge Mann in dienstlichen Angelegenheiten komme. Er machte nicht die geringste Schwierigkeit, ihn einzulassen, und bald stand Wardow vor dem Major.

Grieben hatte mit in der Hand gestütztem Kopf dagesessen. Er blickte auf und erkannte mit einiger Verwunderung seinen Besuch.

»Ah ... Sie!«, sagte er. »Sie finden mich in einer sonderbaren Lage, junger Mann. Ich muss Ihnen dankbar sein, dass Sie mich hier aufsuchen. Ich denke, Sie bringen mir Nachrichten von den meinen!«

»Nicht so eigentlich!«, antwortete Wardow. »Doch vor allen Dingen erlauben Sie mir, mein Bedauern über Ihre Lage auszusprechen. Ich hörte soeben davon und erschrak nicht wenig!«

»Was machen die meinen?«, fragte Grießen weiter.
»Was ist hinsichtlich des Freibeuters geschehen!«

»Leider nichts von Bedeutung. Ihre Frau Gemahlin und Tochter befinden sich wohl - ich habe ebenfalls ein leichtes Unglück gehabt. Man hat mich wegen eines leichten Versehens einige Tage eingesperrt!«

»Wirklich!«, sagte der Major. Seine Augen leuchtete auf. Er betrachtete den jungen Mann, der dabei erröte, mit einem eigentümlichen Blick.

»Verständigen wir uns!«, fuhr Grießen nach einer kleinen Weile fort, »glauben Sie, Wardow, dass ich die Verbrechen begangen haben könnte, deren man mich beschuldigt?«

»Nicht im Entferntesten!«, antwortete Wardow lebhaft.

»Kennen Sie den ganzen Umfang der Bedeutung des Jacobson für diesen Krieg?«

»Nein - ich ahne allerdings manches!«

Grießen schwieg längere Zeit. »Sie sind ja wohl auch deutschen Ursprungs?«, fragte er endlich.

»Jawohl, Herr Major!«

»Nun denn, ich bin zu der Überzeugung gekom-

men, dass wir Deutsche zu Unrecht unter schwedischem Regiment stehen. Der Jacobson, welcher mit Gut und Blut dem großen Friedrich dient, beschämt uns!«

Wardow öffnete seine Augen sehr weit, als wolle er dadurch besser begreifen, was der Major sagte. Dieser lächelte.

»Ich meine«, fuhr er nach einiger Weile fort, »Sie werden auch in schwedischen Diensten keine Seide spinnen. Doch zunächst sagen Sie mir, wie Sie herein gekommen sind!«

»Ohne alle Umstände«, antwortete Wardow, »man mochte glauben, ich habe hier zu tun!«

»So lassen Sie die Leute bei diesem Glauben, junger Freund!«, sagte Grieben schnell. »Würden Sie mir wohl Ihre Unterstützung zu einem gewissen Unternehmen angedeihen lassen!«

»Zu jedem, Herr Major!«

»So mögen Sie wissen, dass ich diese Untersuchung nicht hier erwarten will. Sie müssen mir zur Flucht behilflich sein!«

Die beiden Männer standen nach diesen Worten des Majors einander einige Zeit schweigend gegenüber.

Offenbar wollte Grieben erkennen, welchen Eindruck sein Wunsch auf den jungen Menschen gemacht hatte.

Wardow war durch denselben überrascht worden, doch nicht etwa in unangenehmer, sondern in angenehmer Weise; denn in der Perspektive dieses Wunsches lag für ihn die Erfüllung eines anderen, den er

hegte.

»Mit allen Kräften und allen Mitteln!«, rief er dann plötzlich. »Ich werde mich glücklich schätzen, wenn es gelingen sollte!«

Grieben drückte dem jungen Mann warm die Hand, und beide sprachen noch einige Zeit über die einzuschlagenden Wege. Dann verabschiedete sich Wardow mit dem Versprechen, am nächsten Tag wiederzukommen.

Der Major fühlte sich zum ersten Mal behaglich in der engen Zelle. Sein Entschluss stand fest: Er wollte noch einmal Kriegsdienste nehmen, doch nicht etwa für Schweden oder für den schwedischen Reichsrat.

VIII. Eine würdige Liaison

Der Baron Staelswerd hatte des Fähnrichs von Wardow in einer Weise gedacht, die ihm Ehre machte und für den jungen Mann von Erfolg war.

Doch der brave Baron sollte bald darauf einen Schreck bekommen, der durchaus nicht gering zu nennen war.

Soweit wir das Leben des Leutnants von Staelswerd verfolgt haben, lag gegen ihn nichts vor, wodurch er den Verdacht der Patrioten besonders erregen konnte.

Zwar ahnte man, dass er mit den Maßnahmen dieser Partei nicht eben zufrieden sein möchte; man sieht es wohl nie gern, dass ein Bruder enthauptet wird.

Doch die Gedanken galten damals noch meistens

frei zollfrei, und somit hatte noch niemand gewagt, den Baron anzuklagen.

Sein Bewusstsein war darüber hinaus der Art, dass er sich von jeder Schuld vor dem Gesetz frei wusste, wenn schon dies etwas weiter griff, als er im Stillen billigen mochte.

Man kann sich daher den Schreck des Barons denken, als auch er zur Verantwortung gezogen wurde.

Soweit dies den Verlust in einem Gefechte betraf, war die Sache natürlich, denn es ist einmal seit langer Zeit bei allen seefahrenden Nationen Sitte gewesen, dass die Schiffsführer ihre Schäden als unabweislich hinzustellen haben.

Doch dass man ihm auch einen absichtlichen Verlust in die Schuhe schieben wollte, das setzte ihn in Erstaunen und, die Wahrheit zu sagen, in Angst.

Zu der letzteren Gemütsbewegung hatte der Baron ohne Frage alle Ursache, denn das Parteigetriebe urteilt stets nur einseitig und Staelswerd, hiervon überzeugt, beeilte sich, der drohenden Gefahr zuvorzu kommen.

Einigermaßen ist die Parteistellung hier schon früher hervorgehoben worden. In den deutschen Besitzungen Schwedens waren die Parteien zwar nicht so schroff getrennt wie in Schweden, doch dies bot nur eine Gefahr mehr für den unterliegenden Teil, denn die Schwankung hatte überhaupt keinen Halt und sprach deshalb umso rücksichtsloser.

Staelswerd wählte deshalb ein Mittel, welches schon öfter als probat befunden wurde. Er knüpfte eine Be-

kanntschaft aufs Neue an, die ihm einst viel Widerwillen verursacht hatte.

Der Vizegouverneur von Pommern und Rügen war nämlich zu jener Zeit ein gewisser Baron Engeström, ein Mann, dessen Vergangenheit höchst ungleich gewesen und dessen Haut etwas von dem Fell des Chamaeleons hatte.

Durch welche Umstände er auf den gegenwärtigen Posten gekommen war, kann hier gleichgültig sein; gewiss war dagegen, dass er es geraten fand, mit aller Zähigkeit dem Senat und Reichsrat anzugehören.

Ehedem hatte er auch am Hofe eine Rolle gespielt, und aus dieser Zeit kannte Staelswerd seine Tochter, eine junge Dame von weniger Schönheit, aber großem Stolz, von feinem Gemüt, aber vieler Hartherzigkeit.

Die Wandelbarkeit des Charakters ihres Vaters hatte auch auf die Baronesse Flora ihren Einfluss geübt. Sie war allgemach übersehen und dann ignoriert worden. Selbst an dem Ort, wo nun ihr Vater eine so hohe Stelle bekleidete, war es ihr nicht wieder gelungen, in die Mode zu kommen.

Diese Dame als Schild zu benutzen, und sollte es auch um den höchsten Preis sein, beschloss der Baron Staelswerd, sobald er die ihm drohende Gefahr erkannte. Staelswerd war Hofmann, wie schon früher bemerkt worden war, und ein Hofmann denkt anders als gewöhnliche Leute.

Flora von Engeström nahm den jungen Kavalier, sobald er sich bei ihr meldete, in einer Weise auf, welche zeigte, dass sie seine Aufmerksamkeit nach Gebühr

zu würdigen wisse. Er erhielt sofort eine Einladung im Kreis der Familie zu erscheinen, so oft er Lust habe, und Staelswerd versäumte nicht, dieser Einladung Folge zu leisten.

Damit war indessen noch nichts gewonnen, denn obwohl die gegen ihn eingeleitete Untersuchung, seit er das Haus der Engeström besuchte, liegen blieb, so blieb sie jedoch eben auch über seinem Haupt schweben; denn Baronesse Flora, besonders aber ihr Herr Papa waren Leute, die so leicht nicht überlistet werden konnten. Staelswerd sah deshalb ein, dass er den entscheidenden Schritt tun müsse. Er entschloss sich, ihn zu tun. An Gelegenheit, diesen Entschluss auszuführen, konnte es ihm nicht fehlen, da sie genug geboten ward.

Der Baron begab sich deshalb eines Vormittags schon in das Gouvernementshaus und stattete zunächst dem Gouverneur seinen Besuch ab. Danach begab er sich zur Frau desselben, und endlich zu der Baronesse Flora.

Staelswerd war Hofmann, wir wiederholen es zum dritten Mal, und Comtesse Flora war am Hof gewesen. Sie verdiente außerdem die Bezeichnung einer klugen Dame. Flora lächelte, als sie den Baron eintreten sah. Dieser bemerkte das Lächeln und war klug genug, es zu verstehen.

»Meine gnädige Baronesse!«, begann er. »in der Regel spielen die Leute Versteck miteinander und suchen einander zu übervorteilen, ohne dass es einem der beiden Teile damit so recht gelingt. Wir wollen da-

her offenes Spiel treiben, einander die Karten zeigen und daraus das Resultat arrangieren!«

»Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, mein Herr!«, antwortete die Dame, »ja, ich habe sogar erwartet, dass Sie sich mir auf diese Weise nähern würden, doch es ist an Ihnen zu sprechen!«

»Jawohl!«, antwortete Staelswerd mit einer Verbeugung. »Ich habe unsere frühere, etwas flüchtige Bekanntschaft erneuert, weil es mir eine Notwendigkeit geworden war und ich mir günstige Folgen davon erwarte!«

»Ich wusste dies von Anfang an, mein Herr«, sagte die Baronesse sehr ruhig, »und ich ließ die Annäherung geschehen aus Gründen, die Sie sich selbst sagen mögen.«

»Ihr Herr Vater gehört einer Partei an, die vielleicht Ursache haben könnte, mich zu verfolgen. Ich wünschte, dass diese Verfolgung gänzlich aufgehoben würde!«

»Das kann geschehen«, sagte Flora ruhig, »denn mein Vater ist stets nur so weit Parteimann, wie es sein Vorteil erheischt!«

»In gewisser Hinsicht sind wir dies alle!«, antwortete Staelswerd. »Und der eigentliche Zweck, der Parteinahmen die Erreichung eines gewissen Ziels. Das meine wäre ein leidlich schnelles Emporsteigen, wozu im Übrigen die Zeit wohl günstig sein dürfte!«

»Ein solches liegt in meinem Interesse für einen gewissen Fall. Sind das Ihre Bedingungen, Baron?«

»Ich bin damit am Ende, ja!«

»Nun, so erlauben Sie mir wohl, die meinen zu stellen?«

»Ich bitte darum!«

»Sie sind reich, haben einen geschätzten Namen und werden später einen bedeutenden Rang einnehmen. Ich wünsche, dies alles mit Ihnen zu teilen!«

»Nicht mehr als billig, meine gnädige Baronesse!«

»Ich wünsche aber außerdem, völlig unabhängig zu sein – was Sie natürlich zu Gleicherem berechtigt!«

»So sind wir also einverstanden!«, sagte der Baron, die Hand der Dame nehmend und an seine Lippen führend. »Ich darf mich an den Herrn Papa wenden und meinen Antrag stellen!«

»Wir schließen eine rechte und echte Konvenienzheirat!«, antwortete die Dame, jedoch diesmal mit einem Lächeln. »Vielleicht ist sie dennoch so glücklich, wie überhaupt eine Ehe sein kann!«

Der Baron verbeugte sich und verließ seine Braut. Am nächsten Tag machte er wiederum deren Vater zur rechten Zeit seine Auswartung und bat um die Hand der Tochter.

Der Vizegouverneur sagte dem Bewerber dieselbe zu, und noch an demselben Tag fand die Verlobung des Paars statt. Die Untersuchung wider den Baron wurde sofort eingestellt. Vier Wochen später fand die Vermählung des Paars statt und am Hochzeitstag erhielt der junge Ehemann das Patent als Kapitän der Flotte.

Schon am Tag nach der Hochzeit wurde ihm das Kommando über ein Geschwader von acht Kriegs-

schiffen übertragen, mit denen er besonders auf den Freibeuter Jacobson Jagd machen sollte.

Zu dieser Maßregel hatten hauptsächlich Ereignisse beigetragen, die wir noch näher betrachten müssen.

Der Baron verließ seine junge Gemahlin ebenso gleichgültig, wie diese ihn scheiden sah. Beide hatte indessen ihren Zweck erreicht.

IX. Die Befreiung

Als Wardow den Major verlassen hatte, beschäftigten sich seine Gedanken ganz ausschließlich mit der Angelegenheit desselben.

Der Hauptplan zur Befreiung desselben war bei dem jungen Mann bald fertig; er wollte als derjenige im blauen Turm erscheinen, der den Verhafteten zum Verhör zu führen habe. Er zweifelte nicht daran, dass man ihm den Major überantworten werde, und der selbe war alsdann auf freien Füßen.

Doch damit war die Sache nicht zu Ende. Es musste auch für das schnelle Fortkommen desselben gesorgt werden. Hierzu sollte Klassen dienen, wenn er nämlich wollte.

Indessen konnten er und Klassen den Major immer nur, ohne sofort entdeckt zu werden, bis Hiddensee schaffen, von wo aus weitere Maßregeln dazu getroffen werden mussten, was als eine Obliegenheit der Familie desselben erschien.

Wardow beschloss daher zunächst, einen Brief an

die Majorin abzusenden, um ihr darin das Erforderliche mitzuteilen. Er ging, denselben zu schreiben.

Als er das Schreiben, in dem er einiges über die Lage des Majors angedeutet und fertig gebracht hatte, eilte er zum Hafen hinunter, seine Überbringung zu vermitteln.

Dies war nicht schwierig, denn trotz der Kriegszeit war der Küstenverkehr in der Gegend ziemlich lebhaft. Der Junker fand sehr bald einen Insulaner, der gegen Geld sofort mit seinem Boot den Hafen verließ.

Wardow war, wie wir wissen, zum Kommandeur einer Schaluppe ernannt, und bisher hatte ihn trotz des Arrestes noch kein Befehl seines Kommandos entsetzt. Er fand sein Fahrzeug am Bollwerk und Klassen anwesend, den er aufforderte, mit ihm in die Kajüte zu kommen. Klassen folgte sofort.

»Alter Freund!«, redete ihn der Fähnrich an, »wir haben bisher bereits so manchen Strauß zusammen durchgefochten, dass es mir ordentlich ist, als gehörten wir zusammen.«

Klassen fuhr sich ein paar Mal mit der Hand über das Gesicht und machte eine etwas verlegene Miene. »Mir ist das nun nicht grade so, Junker«, antwortete er, »denn Sie haben eine eigene Manier, sich und andere in die Tinte zu bringen. Ich rechne, hätten wir den Schoner zu einer gewissen Zeit segeln lassen, wo hin er wollte, wäre vieles ungeschehen geblieben!«

»Oho, Klassen!«, rief Wardow, »doch Ihr mögt recht haben, es ist fast so; indessen ist einmal geschehen, was nicht zu ändern ist. Diesmal sollt Ihr mir ein gutes

Werk verrichten helfen. Ich will den Major von der Grieben befreien!«

»Der arme Major!«, sagte Klassen.

»Das ist ein verständig Wort!«, meinte Wardow,
»wollt Ihr?«

»Dazu möchte ich gerade nicht Nein sagen!«, antwortete der Alte langsam, »es fragt sich nur, was zu tun ist.«

»Ihn ganz einfach in einem Boot überfahren, Alter, wozu ich Euch beurlaube oder kommandiere, wie Ihr wollt!«

»Nun, es mag sein!«, sagte Klassen nach kurzem Besinnen, »der brave Herr hat es um uns verdient!«

Der Junker verließ, nachdem dies Abkommen getroffen war, sein Boot wieder und beeilte sich, seine Meldungen als glücklich von einer zweitägigen Krankheit Genesener abzustatten. Demnächst ging er auf die Admiralität, um sich weitere Befehle zu erbitten. Man hieß ihn, sich wieder auf seine Station zu verfügen.

Dieser Befehl war unzweifelhaft aus Unkenntnis der Verhältnisse gegeben. Wardow wusste dies, aber er hüttete sich wohl, den Irrtum aufzuklären, denn jene Weisung vereinfachte sein Vorhaben um ein Bedeutendes. Er beschloss, dasselbe schon an diesem Abend auszuführen, und eilte zum Hafen, den Befehl zu geben, dass man sich zum Auslaufen bereit halte.

Soweit schien sich alles für das Unternehmen des jungen Mannes günstig zu gestalten. Doch als er am Abend im blauen Turm erschien, erfuhr er zu seinem

nicht geringen Schreck, dass man ihn nicht zu dem Major lassen wolle, dass sogar Befehl gegeben worden war, gerade ihn unter keiner Bedingung mit demselben in Verbindung zu bringen.

Das war unangenehm, es war sogar auch gefährlich; denn es deutete an, dass man ihn im Einverständnis mit dem Verhafteten wähne, was Wardow, während er fortging, besonders beunruhigte.

Der Junker hatte Verstand genug, zu begreifen, dass er sich schleunig entfernen müsse. Er eilte, mit seiner Schaluppe den Hafen zu verlassen.

Doch Wardow ging an diesem Abend nur bis Bessin hinauf und ließ dort den Anker fallen; allein in der Kajüte versuchte er nun einen neuen Plan zur Befreiung des Majors zu entwerfen. Er kam darauf, statt der List Gewalt anzuwenden und zu diesem Zweck morgen früh eine Musterung über seine Leute anzustellen, um sich die zur Mitwirkung Geeigneten auszuwählen.

Wardow riskierte dabei nicht viel, denn Seeleute sind stets geschworene Feinde alles Gefängniswesens und Freunde verwegener Taten. Als er am Morgen Klassen Mitteilung über seine Absichten machte, fand er, dass sogar dieser damit einverstanden war.

Ein halbes Dutzend verwegener Burschen fand sich denn auch leicht aus der Mannschaft heraus. Nachdem Wardow und Klassen gehörig alles verabredet hatten, fuhr man am nächsten Abend in dem Boot der Schaluppe wieder südwärts. Stralsund liegt auf einer Insel und bildet selbst ein Dreieck. Es gibt nur drei Zu-

gänge zur Stadt vom Land aus, und den einen derselben bildet das Frankentor sowie die Frankenbrücken, welche dort liegen, wo der Frankenteich mit dem Gelten verbunden ist.

Wardow und seine Gesellschaft passierten in ihrem Boot vom Norden her den ganzen Hafen und liefen in den Frankengraben ein, durchschnitten den Teich und legten zwischen dem Weingarten und der Kaiserbastion an.

Bereits an den Brücken von den Wachen angerufen, wurden sie es auch hier, doch Wardows Antworten und die Uniformen waren ein sicherer Pass, und der Posten am blauen Turm verhindert das Landen der Leute nicht.

Zwei derselben blieben, als wollten sie das Boot beaufsichtigen, bei dem Wachtposten zurück. Wardow, Klassen und vier andere begaben sich direkt zum blauen Turm, an dessen Tor der Junker pochte.

Wardow hatte den kürzesten Weg erwählt, seinen Zweck zu erreichen. Der Schließer öffnete und trat heraus. Der Junker redete ihn an und verlangte wie früher, zum Major gelassen zu werden.

»Nichts!«, murkte der Mann, »es soll nicht sein!«

Während des kurzen Gespräche trat jedoch der Junker auf den Mann zu, der sich deshalb zurückzog. Sofort sprangen die Seeleute herbei, ergriffen den Schließer, warfen die Tür zu und befanden sich nun mit demselben im Inneren des Turmes. Außerhalb desselben war fast kein Geräusch vernommen worden.

Der Schließer und seine Kumpane wurden schnell

gebunden und hiernach eilte Wardow zu der ihm bekannten Zelle des Majors.

Grieben erkannte den jungen Mann kaum bei dem trüben Schein seiner Lampe, doch er freute sich sehr, ihn zu sehen. Als er aber hörte, was geschehen, erschrak er doch.

»Wie!«, rief er. »Sie haben alles meinewegen in die Schanze geschlagen, das werde ich Ihnen nie vergessen!«

Wardow erwiderte nichts, und beide beeilten sich, von den Leuten Wardows gefolgt, das Gemach und den Turm zu verlassen. Man kam an dem Posten vorüber, der keine Ahnung von dem, was geschah, hatte, stieg in das Boot und stieß ab.

Der Teich, die Brücken und ein Teil des Hafens waren glücklich passiert.

Der Major war glücklich und drückte wiederholt seinen Befreibern die Hand.

Da plötzlich, man konnte vielleicht die Höhe der Heiligengeistbrücke erreicht haben, krachte der Alarmschuss, welcher zu jener Zeit gegeben wurde, wenn aus Festungen ein Soldat desertiert oder ein Verbrecher entsprungen war.

X. Unerwartete Hilfe

Die Ursache, aus der die Flucht des Majors so schnell entdeckt wurde, war einfach genug.

Sowohl Wardow als auch seine Leute hatten bei ih-

rem Unternehmen nur das Gelingen desselben im Auge, jedoch nicht die Sicherung desselben. Als sie den Turm verließen, hatten sie daher nicht daran gedacht, alle Türen desselben zu verschließen, sondern eilten nur, um davonzukommen.

Unter Umständen hätte dies auch wenig auf sich gehabt, doch der Zufall wollte, dass gleich nach ihnen der Offizier der Ronde erschien und die Bescherung im Turm noch ganz warm fand.

Der herbeigerufene Posten ergänzte, was der übertölpelte Schließer nicht wusste, und der Offizier erfuhr dadurch was er zu tun habe. Er eilte, so schnell er konnte, zu dem Posten, auf dem sich die Lärmkanone befand und ließ dieselbe lösen. Ein Lichtsignal deutete außerdem an, dass der Flüchtling sein Fortkommen zur See zu bewerkstelligen versucht.

Der Hafen kam sofort in Aufruhr, die Wachtschiffe spähten umher, und das Boot war sehr bald vermittelt ihrer Nachtlichter entdeckt. Da kein solches im Dienst sein konnte, so musste es das sein, in welchem sich der Deserteur befand. Eine Anzahl Fahrzeuge kamen in Bewegung, um Jagd auf dasselbe zu machen.

Im Boot hatte der Schuss zuerst die Wirkung ausgeübt, dass alle einen Moment ganz starr vor Schreck wurden.

Der Major sprach zuerst wieder. »Also vergebens!«, stieß er mit einem tiefen Seufzer hervor.

»Angezogen!«, rief dagegen der alte Klassen und gab dem Ruder eine Bewegung, dass das Boot den Schnabel landwärts, das heißt der Rügener Küste zu-

wendete. »Wohin?«, fragte Wardow.

»Wir müssen an Land!«, antwortete der Bootsmann. »Vielleicht erreichen wir auf diese Weise unsere Schaluppe, der Weg nach Norden sowie südwärts zu Wasser ist uns abgeschnitten.«

»Wahr!«, murmelte Wardow.

»Sollte Gefahr drohen«, meinte Grieben, »so will ich mich lieber vorher ergeben!«

»Niemals!«, sagte der alte Bootsmann bestimmt.

Die Matrosen hatten kaum den Befehl des Alten vernommen, als sie auch mit vereinter Kraft zu arbeiten begannen. Das kleine Fahrzeug schoss dahin wie ein Pfeil und war dadurch allerdings bald dem Lichtkreis der Verfolger entrückt. Dessen ungeachtet feuerte man einige Schüsse ab und die Kugeln sausten nahe genug an den Flüchtigen vorüber. Doch das Geschützfeuer musste eingestellt werden, um die Verfolger nicht zu gefährden. Nach einer halben Stunde ungefähr stieß das Boot Wardows zwischen Altefähr und Bandewitz auf den Strand. Man wollte eben vereint in das Land eilen, als eine Stimme dies Unternehmen unterbrach.

»Holla!«, rief dieselbe, »was gibt es denn da drüben; wohin wollt ihr?«

Das Wiehern mehrerer Pferde ließ erkennen, dass man es mit einem Reitertrupp zu tun hatte. Einer der selben sprengte auch näher. Obwohl der Abend dunkel geworden war, ließ sich doch die Uniform eines Husaren erkennen.

Plötzlich stieß Wardow einen Ruf freudiger Überra-

schung aus. »Lebrecht!«, sagte er hinterher, »dich hat Gott gesendet, Junge. Aber lass uns von der Stelle, sie wird bald nicht mehr geheuer sein; oder noch besser, lasse durch deine Leute unseren Verfolgern eine falsche Spur nachweisen!«

»Wardow!«, rief der andere. »Was zum Henker bist du im Ausreißen begriffen!«

»Nein und ja!«, erwiderte der Junker. »Doch nur erst fort, dann sollst du alles wissen!«

Der Husar wendete sich an seine Leute und gab einige Befehle in schwedischer Sprache, worauf sich diese vereinzelt am Strand verteilten.

»Vorwärts also!«, sagte er dann und von ihm begleitet rannte der Trupp in das Land hinein. Von der Stelle, wo Wardow gelandet war, bis zu der, wo das kleine Fahrzeug lag, welches er befehligte, mochte ungefähr eine halbe Meile sein. Man hatte die Richtung nach dem Letzteren eingeschlagen und unterwegs teilte der Fähnrich dem Husaren das Nötige mit.

Sie mussten sehr vertraut miteinander sein, diese beiden jungen Leute, denn wahrlich nicht jeder hätte wissen dürfen, was Wardow hier dem anderen sagte.

Doch dieser lachte nur infolgedessen munter. »Das ist hübsch!«, meinte er dabei. »Ich freue mich, Ihnen begegnet zu sein, Herr Major. Man bedauert Sie bereits allgemein im Land; doch Wardow, du Wetterbursche, es wird dir den Hals kosten!«

»Mag es! Wenn man mich erwischt«, antwortete der junge Mann munter, »doch fürs Erste denke ich daran nicht!«

»Halten wir einen Augenblick!«, sagte der Husar.
Herr Major, nehmen Sie mein Pferd. Sie scheinen müde zu sein!«

Es war so, wie der junge Mann sagte, und deshalb hatte auch der Major nicht auf die Rede desselben geantwortet.

»Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an!«, erwiderte der Major, in den bereits von dem Husaren verlassenen Sattel steigend. Noch schneller als vorhin ging es dann vorwärts. Eine halbe Stunde reichte aus, die Gesellschaft raschen Laufs querfeldein zum Strand und an die Stelle zu bringen, wo die Schaluppe lag. Auf die Rufe der Ankommenden, deren Stimmen man drüben erkannte, wurde das Fahrzeug dem Land näher gebracht und man schickte sich zur Einschiffung an.

Der Major war bereits vom Pferd gestiegen und hatte dies seinem Eigentümer wieder übergeben.

Letzterer schüttelte Wardow die Hand. »Glück zu, also!«, sagte er dabei. »Du hast viel eingesetzt, aber ich hätte es für denselben Preis ebenso gemacht!«

»Reichen Sie auch mir die Hand!«, sagte der Major. »und wenn ich noch eine Bitte an Sie wagen darf, so sagen Sie mir, wem ich schließlich meine Rettung zu verdanken habe!«

»Mein Name wäre eigentlich nicht nötig«, sagte der junge Mann, sich in den Sattel schwingend, »doch ich kann Ihnen denselben auch nennen. Er ist unbedeutend genug, um ihn recht bald zu vergessen. Ich heiße Lebrecht von Blücher!«

XI. Der Lohn in Aussicht

Als der damalige Kornett Blücher seinen Namen genannt hatte, sprengte er davon und in die Nacht hinein.

Jener konnte damals noch keinen bedeutenden Eindruck auf Leute, die ihn hörten, machen, denn er war vollkommen unbekannt und nur hier insofern wichtig, als sein Träger den Flüchtigen einen Dienst erwiesen hatte.

Man schiffte sich ein und so wie es geschehen war, wurde von der Küste abgehalten. Von Verfolgern war hier nichts zu bemerken, sie mussten sämtlich andere Richtungen gewählt haben.

Erst als man sich hiervon ausreichend überzeugt hatte, gingen der Major und Wardow in die Kajüte.

»Das nenne ich doch noch Glück haben!«, meinte der junge Mann hier, »ein braver Bursche, dieser Blücher, aber jetzt vor allen Dingen, Herr Major, möchte ich vorschlagen, den Inhalt unserer Speisekammer zu prüfen!«

»Ja das!«, antwortete der Major, »und dann müssen wir überlegen, was weiter zu tun ist!«

Wardow nickte und verschwand auf einen Moment aus dem kleinen Raum. Bald jedoch kehrte er mit einem anderen Mann, der einige Lebensmittel trug, zurück. Durch diesen Mann ließ Wardow auch Klassen rufen.

Das Mahl der drei Leute war schweigend und ging ziemlich schnell zu Ende.

Klassen wollte namentlich schnell wieder nach oben gehen.

»Ich habe doch unbedacht gehandelt!«, sagte der Major, als jener die Kajüte verlassen hatte, »was soll aus all den Leuten, die sich an meiner Befreiung beteiligt haben, werden!«

»Sprechen wir davon später, Herr Major!«, sagte Wardow, »jene ist noch in der Schwebe, ich meine, wir dürfen uns auf Hiddensee nicht länger aufhalten, als um Ihre Frau Gemahlin und Fräulein Sophie abzuholen!«

»Gewiss nicht länger!«, antwortete der Major.

»Dann gebrauchen wir auch dieses Fahrzeug noch länger; wir werden es überhaupt behalten müssen!«

»Dieses Fahrzeug, Wardow ...?«, meinte Grieben, »nein, ich wollte meine Person retten, doch ich will den Staat nicht berauben!«

»Sie vergessen, Herr Major, dass der Trog hier durch Ihr und mein Vermögen vollständig bezahlt sein dürfte!«

Grieben fuhr auf und stützte dann sinnend sein Haupt in die Hand. »Unser Vermögen!«, sagte er dann langsam, »ja das ist verloren; armer Knabe, wie soll ich Ihnen einst diese Schuld abtragen, da ich selbst zum Bettler werde!«

Jetzt oder nie, mochte Wardow denken. Und wahrlich einen günstigeren Moment hätte er um seine Wünsche auszusprechen, nicht wählen können.

»Herr Major«, begann er leicht errötend, »mit meiner Laufbahn als Militär in schwedischen Diensten

wäre es überhaupt zu Ende gewesen, wie ich glaube, denn einmal fühlte ich mich entehrt und war außerdem, als ich Ihr Los erfuhr, auf dem Weg, jenen Menschen, der die Veranlassung dazu gegeben hatte, aufzusuchen, um ihn empfindlich zu züchtigen. Das Ende der Sache wäre jedenfalls für mich nicht angenehm ausgefallen; deshalb zählt dies zunächst nicht mit!«

»Mag sein!«, sagte der Major »doch jetzt sind Sie auch noch zum wirklichen Übeltäter geworden, und dies rein meinewegen!«

»Wohl, Herr Major, aber nicht ganz ohne Interesse!«

Wardow schwieg einige Zeit, um sich zu sammeln.

»Ich habe nämlich die kühne Idee«, fuhr er dann fort, »von Ihnen einen sehr bedeutenden Preis für das kleine Opfer, welches ich gebracht habe, zu fordern!«
»Nun!«, meinte der Major.

»Ich liebe Ihre Tochter Sophie!«, sagte Wardow aufstehend, »ich würde mich glücklich schätzen, einst Ihr Sohn zu heißen!«

»Knabe!«, rief Grieben überrascht, »wenn das Mädchen will, Junge, aber Ihr seid ja noch beide Kinder!«

»Sophie will!«, antwortete Wardow ruhig mit leichtem Erröten, »und ob ich noch ein Kind bin oder etwas anderes, darüber lässt wohl die Gegenwart wenig Zweifel!« »Verzeihung, Verzeihung«, rief Grieben dem jungen Mann schnell die Hand hinstreckend, »ich vergaß einen Moment, Sie sind sogar ein ganzer Mann, ein Held!«

»Das ist zu viel, Herr Major!«

»Nein, durchaus nicht! Doch wir vergessen die
Hauptsache – für jetzt; wir wissen ja kaum, was in der
nächsten Zeit aus uns werden soll!«

»Ich weiß am Ende auch dazu Rat!«, meinte Wardow lächelnd.

»Nun lassen Sie hören!«, rief der Major aufmerksam.

»Der Graf Kreuz und der Baron Horst sind in preu-
ßische Dienste getreten und von König Friedrich zu-
vorkommend aufgenommen worden!«

»Es ist wahr!«, murmelte der Major, »ich habe be-
reits daran gedacht, nach Preußen zu gehen!«

»Nun denn!«, fuhr Wardow fort, »wir haben außer-
dem vielleicht noch einen bedeutenden Fürsprecher
beim König: Ich meine den Freibeuter Jacobson!«

»Ah, den!«, rief der Major, »ich hatte ihn fast verges-
sen – aber ich habe diesen Menschen zu schwer ver-
letzt!«

»Aber auch Ihr Vergehen so gebüßt, dass er keine
bessere Genugtuung verlangen kann!«

»Freilich, freilich, er hatte nur zu recht! Und je mehr
ich über ihn nachgedacht habe, desto klarer ist mir ge-
worden, dass er ein edler Charakter ist!«

»Ich bin selbst dieser Ansicht!«

»Dass er aber gern sich Ihrer annehmen würde, da-
für bürgt seine ganz unzweifelhafte Neigung zu Fräu-
lein Clara!«

»Clara!«, murmelte der Major »sie ist in seiner Ge-
walt!«

»Und sicher gut aufgehoben!«, fügte Wardow hin-
zu, »ich bin also der Meinung, wir suchen den Mann

auf, wenn er zu suchen ist. Ich will ihm gern für die ihm zugefügte Unbill Genugtuung geben!«

Grieben schwieg; er dachte offenbar nach, und er hatte auch wohl Grund dazu; war es doch überhaupt immer dieser Mann, der das ganze Unheil für ihn heraufbeschworen hatte.

Inzwischen war das kleine Fahrzeug stetig höher hinaufgelaufen, machte nach und nach die verschiedenen Eilande klar und gelangte bis in den Trog.

Klassen hatte absichtlich diesmal diesen Weg gewählt, um dem nach dem Werder liegenden Schiff ein dreistes Gesicht zu zeigen.

Als man bei demselben vorüberlief, wurde angerufen und Klassen antwortete, wie es sich gebührte, auf alle Fragen, dann strich man am Entenborn entlang.

Da es inzwischen stark auf den Morgen ging, so war auch nun Eile not, und der Major sowie Wardow beeilten sich, nach Grieben zu gelangen.

Auf dem Gut lag noch alles in tiefem Schlaf; zwar hatte die Majorin für ein Fahrzeug gesorgt, wie ihr Wardow geraten hatte, doch sonst war nichts weiter geschehen.

Als sie und Sophie endlich herausgepocht worden waren, war ihre freudige Überraschung groß; sie vermehrte sich noch, als man ihnen mitteilte, dass sie sofort mit mussten.

Während die Frauen sich zu der Reise rüsteten, suchte der Major, unterstützt von Wardow, seine Barbestände und andere Wertsachen zu sammeln. Als dann brach man auf, um sich an Bord zu begeben.

Auf dem Weg zum Strand waren alle stumm, jeder hing seinen besonderen Gedanken nach und der Major seufzte mehrmals.

Doch diese trübe Stimmung schwand, als er das Fahrzeug betreten hatte.

»Ich hoffe doch noch einst wiederzukehren!«, sagte er mit einem letzten Blick zurück, in das Dunkel zu der Gegend, wo Grieben lag.

Inzwischen wurde denn auch losgeworfen, der Wind blies steif aus Südost, und als es völlig Tag geworden war, lag die Küste nur noch undeutlich hinter den Flüchtigen.

XII. Swietens Glück und Unglück

Ein herrlicher Morgen war angebrochen und prachtvoll stieg die Sonne aus dem Meer empor, um die in einer Linie südostwärts stehende Flottille des Freischiffers erkennen zu lassen.

Alle flaggten zum Morgengruß und der Schoner, welchen Jacobson als Admiralschiff beibehalten hatte, dankte.

Bereits vor dieser Szene hatte Jacobson Clara von Grieben ersucht, das zu erwartende Schauspiel des Sonnenaufgangs auf dem Verdeck zu genießen und Clara hatte dieser Aufforderung Folge geleistet.

Beide befanden sich auf der Schanze und betrachteten jenes großartige Schauspiel längere Zeit stumm, um später eine Unterhaltung über Erscheinungen im

Gebiet der Natur zu beginnen, die allgemach lebhaf-
ter wurde.

Auch Swieten befand sich auf der Schanze und in
seiner Nähe der Lotse Nehls, welcher ganz plötzlich
mit einem Lächeln zu dem Letzteren trat und ihm sei-
ne Hand auf die Schulter legte.

Swieten fuhr auf; er hatte nämlich, wie es schien, tief
in seine eigene Gedanken versunken dagestanden
hatte, während sich sein finsterer Blick auf Jacobson
und Clara richtete.

»Was wollt Ihr!«, fuhr er den Lotsen an.

»Seid nicht böse!«, meinte der alte Nehls. »Ich glau-
be Eure Gedanken zu erraten, Herr, und will ihnen
eine andere Richtung geben; ich weiß, dass gewisse
Leute nicht gerne ein Frauenzimmer an Bord sehen!«

»Ihr irrt, Lotse!«, erwiderete der Holländer, »ich habe
nichts gegen die Anwesenheit der Dame; vielmehr er-
innerte mich ihre Gegenwart und ihr Zusammensein
mit dem Kapitän an eine längst verschwundene frü-
here Zeit, wo auch mir – doch das ist am Ende gleich!«

»Was gibt es?«, fragte Jacobson, der durch dies Ge-
spräch von seiner Unterhaltung mit Clara abgezogen
wurde.

»Ja, Herr!«, antwortete Nehls, »ich glaube bei Gott
etwas, woran ich wenigstens nie zu denken gewagt
haben würde: Herr van Swieten trauert in diesem Mo-
ment über ein verlorenes Glück, vielleicht gar um eine
Braut ...!«

Swieten warf den Lotsen einen wütenden Blick zu.
Clara errötete und Jacobson sah nachdenklich vor sich

nieder.

»Kommt näher, Swieten!«, sagte er dann milder, »es ist wahr, Ihr habt ja dergleichen zu betrauern. Es ist schon eine geraume Zeit her, seit Ihr mir versprochen habt, das Nähere darüber mitzuteilen. Es könnte dies heute an dem schönen Morgen, den uns sicher kein Zusammentreffen mit den Schweden stören wird, geschehen. Was meint Ihr?«

Swieten schwieg einige Zeit und sah nachdenklich vor sich nieder. »Da ihr es wünscht, Kapitän!«, antwortete er, »so kann es mir gleich sein, ob ich mein Versprechen jetzt oder ein anderes Mal erfülle, doch glaube niemand, dass mein Los etwas anderes als das der meisten Menschen bietet. Täuschung heißt mein Leben von Anfang an, und wenn Ihr Kapitän mich nicht täuschtet bisher, so denke ich, wir werden eines guten Tages beide in unseren Hoffnungen bitter genug zusammen getäuscht werden und all unsere Absichten zu Schanden gehen!«

»Recht so, Alter!«, sagte Jacobson mit leichtem Lachen. »Fräulein Clara, kehren Sie sich nicht an diese Rede des alten Sünders. Wenn er sentimental wird, ist er noch stets interessant gewesen. Heda, Koch, das Frühstück auf das Hinterdeck! Die Abenteuer Swietens sollen uns dasselbe würzen!«

Dem Befehl des Kapitäns wurde Folge geleistet. Als der Tisch gedeckt worden war, nahmen Clara, der Kapitän und Swieten an demselben Platz.

»Kommt auch Ihr heran, Nehls«, sagte Jacobson, »denn Euch verdanken wir ja, was uns Swieten zum

Besten geben wird.«

Nehls kratzfußelte, wischte sich mehrmals mit der Hand über das Gesicht und machte wiederholte Verbeugungen vor Clara, die ihm einen Sessel hinschob und später mit dem versorgte, was der Mensch bedarf, wenn er am Frühstückstisch tätig sein soll.

Swieten nahm mit großer Gemütsruhe einige Tassen Tee zu sich, dem er eine reichliche Menge Rum beimischte und nahm mehrmals einen Anlauf, seinen Vortrag zu beginnen, ohne erst recht damit in den Gang kommen zu können.

Dann jedoch erzählte er Folgendes:

»Ich war noch sehr jung, als mir ein Buch in Hände fiel, welches meine Fantasie auf eine gewaltige Weise entzündete und meine Seele mit Wünschen erfüllte, die ich nie wieder loswerden konnte, um die sich mein ganzes Wesen und Sein drehte und die endlich den Ausschlag gaben, als ich einen Beruf für das Leben zu wählen genötigt war. Es war dies ein eigen-tümliches Buch und sein Inhalt erzählte sowohl von Abenteuern als auch von Reichtümern, die alles Glaubliche überstiegen, deren Vortrag aber dennoch so wahrscheinlich klang, als sei er eigens darauf berechnet, ein jugendliches Gemüt zu verführen und mit sich fortzureißen. Und ich wurde verführt und fortgerissen. Ich wünschte, dieselben Abenteuer zu erleben, wollte denselben Phantomen nachjagen, wie es die Helden der Erzählung getan, und das Ziel, welches sie verfolgt hatten, auch für mich zur Rebensaufgabe machen.

Der Inhalt der Erzählung war kurz gefasst Folgender: Ein holländischer Seemann kommt unter ziemlich misslichen Umständen nach Trinkomale auf Ceylon. Verdrießlich dort seine Hoffnungen fehlschlagen zu sehen, schlendert er, in sich gekehrt, die Straße entlang, als ihn ein plötzliches Geschrei seinem Grübeln entgeht.

Zugleich sieht er, wie die belebte Straße sich leerte, wie man die Türen, sogar Fensterläden schließt und wie man ihn durch Winke und Rufe zu verstehen gibt, auch sich in Sicherheit zu bringen.

›Ein Malaie, ein Malaie!, versteht er aus dem Stimmengewirr, ›er wird Euch töten, rettet Euch!‹

Dies bewegt ihn endlich, hinter sich zu sehen und er sieht, wie ein junger Mensch, aus mehreren Wunden blutend, auf ihn zustürzt. Auf den Fersen desselben folgt ein Malaie im Opiumrausch, einem Zustand, in welchem einen solchen zu töten, nicht nur jedermann erlaubt, sondern geboten ist und auf dessen Tötung sogar eine Belohnung steht, ein Malaie im Opiumrausch also, mit funkelnden Augen, den geschwungenen Dolch mit geschweifter Klinge in der Rechten, wiederholt nach dem Fliehenden stoßend.

›Rettet mich, rettet Euch!, ruft der Verfolgte in verzweifelter Todesangst und stürzt erschöpft zu den Füßen des Seemanns hin, der wirklich einen Augenblick durch diesen Vorfall konsterniert ist.

Doch schnell ermannet er sich, jede Sekunde Zögerrung muss augenblickliches Verderben auch ihm bringen. Ein Tritt vor den Unterleib des Wütenden

hält ihn von seinem Opfer ab und macht ihn wanken. Ein schnell folgender Faustschlag des kräftigen Holländers wirft den Blutgierigen zu Boden, wobei ihm die gefährliche Waffe aus der Hand fliegt.

Jetzt stürzen aus allen Türen Männer heran, fallen über den zu Boden Geworfenen her, der unter ihren Misshandlungen seinen Geist aufgibt und doch vielleicht vermöge des Opiums selig stirbt, während er von der wütenden Menge in Stücke zerrissen wird.

Der staunende Seemann wendet sich schaudernd ab, bückt sich nach dem Ohnmächtigen, hebt ihn auf und will ihn in ein Haus tragen, als der junge Mann wieder zu sich kommt.

›Ich danke Ihnen, mein Herr!‹, ruft der Jüngling lebhaft, ›sind Sie fremd in diesem Land, so folgen Sie mir. Im Haus meines Vaters werden Sie kein Fremder sein. Ich bin tief in Ihrer Schuld, aber ich werde versuchen, diese Schuld abzutragen. Kommen Sie, es wird Ihnen nie leidtun, meine Bitte erfüllt zu haben.‹

Geretteter und Retter mustern sich noch einige Zeit, der Holländer scheint zu zögern; denn offenbar ist der Jüngling das Kind eines guten, wenigstens eines reichen Hauses, in das er, der einfache Seemann, eingeführt zu werden, keinen Anspruch zu haben meint.

›Kommen Sie!‹, drängt jedoch der andere von Neuem, ›ich sehe jetzt, dass Sie fremd sind. Freilich bin ich nur ein Portugiese und deshalb ein Mensch, den der Holländer hier verachtet, aber ich denke, wenn Sie edelmüsig genug waren, mich zu retten, werden Sie auch so großmüsig sein, mich Ihrer wertzuhalten!‹

Eine lebhafte Röte färbt bei dieser Rede des Jünglings die Wangen des Holländers und er schüttelt heftig den Kopf.

›Ich verachte niemand!‹, antwortet er, ›und wenn ja, so sind es die schurkischen Schacherer meiner eigenen Nation, die mich durch Versprechungen hierher gelockt haben, welche sie nie zu erfüllen beabsichtigten!‹

›Sie haben recht, mein Herr!‹, erwidert der Portugiese, ›die Klasse ist nicht achtungswert, aber kommen Sie, bevor man uns mehr beachtet, als bisher geschehen ist, es wäre mir nicht lieb!‹

Der Seemann folgt dem jungen Mann, obwohl sichtlich immer noch zögernd, während die Menge den Malaien völlig abfertigt. Beide schreiten durch die Stadt und die Vorstadt dem Bienenland zu.

›Wie heißen Sie?‹, fragt der Portugiese im Freien, ›Ihren Namen darf ich doch wissen?‹

›Er lautet van Straaten!‹, antwortet der Seemann.

›Der meine ist Preilho di Zabana‹, sagt der Jüngling, ›aber nennen Sie mich Jouan! Das ist dort das Haus meines Vaters!‹

Der Seemann stutzt abermals, denn was der junge Portugiese ihm zeigt, ist kein Haus, sondern ein Palast, doch nein, es ist ein Komplex von Palais, von denen das eine sich nur durch besondere Größe und Schönheit vor den anderen auszeichnet, die selbst mit jedem Prachtgebäude dieser Art wetteifern können. Er weigert sich endlich, weiterzugehen und will umkehren, doch Jouan hängt sich an ihn, lässt sich nicht

abschütteln und zwingt ihn wenigstens wieder stehen zu bleiben.

Dieser freundliche Streit hat natürlich, von Weitem gesehen, ganz den Anschein einer Balgerei und dieser Schein lockt ein junges Mädchen herbei, ein Mädchen, das einem Engel gleicht und welches Jouan als seine Schwester Euphora vorstellt. Was Jouan nicht gelingt, das gelingt Euphora, und beide, den Seemann an den Armen weiterzerrend, führen ihn jubelnd in das Schloss und in ein Zimmer, wo, wie man van Straaten sagt, der Vater beider ihn empfangen wird.

Natürlich hat der Bruder der Schwester bereits eröffnet, was geschehen ist, und der Seemann macht sich gefasst, einem Mann gegenüberzutreten, gegen den er ein Nichts, ein reines gar Nichts sein muss, was vor dessen Stolz, Macht und Herrlichkeit in keiner Weise Geltung haben kann.

Doch stattdessen sind es Teilnahme und Mitleid, die sein Herz bewegen, als er den Señor Preilho usw. erblickt, denn dieser reiche Portugiese ist nichts als der Schatten eines Menschen, ein Mann, der im eigentlichen Sinne des Wortes verdorrend auf einem langjährigen Krankenlager schmachtet und mein Landsmann philosophiert, dass doch aller Reichtum auf der Welt nicht glücklich machen kann, wenn die Gesundheit fehlt.

Inzwischen teilen die Kinder mit, was mitzuteilen ist, der Kranke dankt dem Seemann mit den herzlichsten Worten, bittet ihn, es sich solange in seinem Haus gefallen zu lassen, wie es ihm beliebt und wenn er des

Aufenthalts überdrüssig, seinen Lohn selbst zu bestimmen. Den Kindern befiehlt er für Pflege und Unterhaltung des Gastes zu sorgen, als sei er fürstlichen Ranges.

Der Seemann kommt sich in den nächsten Tagen wie bezaubert vor, aber es gefällt ihm immer besser in dem gastlichen Schloss. Namentlich ist es der Engel Euphora, welcher ihm dasselbe als ein Paradies erscheinen lässt, er denkt nur noch mit Schrecken an Abreise und Trennung.

Doch endlich gewinnt sein nüchterner Verstand wieder die Oberhand, er sieht ein, dass er sich losreißen muss und bestimmt den Tag seiner Abreise zum Schmerz Jouans und zum Schrecken Euphoras, die fast ohnmächtig bei der Ankündigung seines Entschlusses wird. Da lässt ihn der Vater zu sich rufen, um zu erfahren, wodurch er aus seiner Schuld kommen kann.

Van Straaten weigert sich noch etwas anzunehmen, aber der Portugiese erklärt stolz, dass er niemand etwas schuldig bleiben möge. Es sei wahr, es gäbe kaum etwas, die Tat des Seemanns zu belohnen, aber er sei auch gewillt, den höchsten Preis für die Rettung des Sohnes zu zahlen.

›Ich bin sehr reich!‹, sagt er, »aber meine besten Schätze sind diese beiden; nimm für die Rettung meines einen Kindes das andere. Genügt dir das?‹

Jouan jubelt laut, Euphora schreit auf und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen! Van Straaten greift sich an den Kopf. Es ist, als müsse ihm derselbe zersprin-

gen. Er weiß nichts zu antworten. Der Kranke schickt alle drei hinaus und ersucht den Seemann, die Nacht bei ihm zu wachen, da er ihm Mitteilungen zu machen habe, die ihn zum Entschluss bringen dürften.

Unser Holländer besinnt sich allgemach wieder, die Abreise wird aufgegeben. Die Nacht sieht ihn neben dem Bett des Kranken sitzen und mit weit geöffneten Augen und aufgesperrtem Mund den Worten desselben lauschen.

Und was erzählt ihm denn der Señor so Wichtiges?

Señor Preilho teilt dem Seemann mit, wie er vor Jahren arm, wie er in das Land gekommen war, wie er aber gewusst habe, dass die Singalesen, als die Europäer die Insel erobert hatten, ihre Schätze zusammengehäuft und in neun großen eisernen Kisten auf dem Adamspik verborgen hätten. Wie er ferner mit einem gewonnenen Freunde das Versteck aufgesucht, es ihnen aber nur gelungen sei, eine Kiste zu öffnen. Desse[n] ungeachtet hätten er und der Freund ihre Millionen davon; der Freund sei später in Europa gestorben, ihn selbst habe die Gliederdarre an einem zweiten Unternehmen wie das Erste gehindert, sein Sohn sei bisher noch zu jung gewesen, auch habe es an einem zweiten Teilnehmer gemangelt, um den Inhalt der anderen acht Kisten zu holen. Doch er hoffe nun seinen Mann gefunden zu haben. Niemand«, so schloss der Portugiese, »habe ich bisher dies Geheimnis anvertraut und mit ihm bist du reicher als ich. Jetzt darfst du dich nicht mehr zu arm halten, mein Schwiegersohn zu werden!«

Der Seemann schwieg, er horchte noch immer, als der Portugiese bereits geendet hatte, aber der Holländer war in ihm rege geworden. Er weigerte sich nicht mehr, den Engel Euphora zur Frau zu nehmen. Er versprach alles, was deren Vater verlangte; und nach zwei Monaten, die zur Rüstung und der Jahreszeit wegen noch verstreichen mussten, machten sich van Straaten und Jouan auf den Weg zu dem Adamspik.

Und nun folgte die Schilderung einer so abenteuerlichen Reise, gegen die alle Reisen in der Welt nichts sind. Alle Gefahren, welche die Natur nur zu schaffen imstande ist, mussten von den beiden Abenteurern überwunden werden. Jouan erlag denselben. Van Straaten kam an und sah die Kisten, aber nicht fähig, sie zu öffnen, musste er verzweifelnd umkehren. Er kam wieder in Trinkomale an, aber der Señor war gestorben, Euphora verschwunden, das Vermögen des Ersteren eingezogen. Van Straaten hatte gleichsam nur einen gut beginnenden, aber böse endenden Traum gehabt. Er starb elend im Hospital und die acht Kisten mit ihren Schätzen blieben auf dem Adamspik. Das Geheimnis ihres Versteckes war mit ihm in die Gruft gelegt worden.

Das war der Inhalt der abenteuerlichen Geschichte, welche einen solchen unabweisbaren Eindruck auf mich machte, und mit der glühenden Fantasie eines lebhaften Knaben wusste ich mir Situation um Situation auszumalen, als habe ich selbst alles bis auf die kleinsten Details durchlebt, mitgewünscht, mitgehofft, mitgelitten und natürlich auch Euphora den En-

gel mitgelebt.

Auch als ich älter wurde, verließen mich diese Fantasien nicht, sie trieben mich wie gesagt auf die See. Sie begleiteten mich auf allen meinen Reisen, den Knaben, den Jüngling, den Mann, und sie durchschauerten mich mit wonnigem Gefühl, als ich die Stelle eines Zweiten Steuermanns auf einem nach Madras bestimmten Schiff erhielt. Nach Madras, der Gedanke schon daran, ließ mich nicht schlafen. Ich musste Ceylon passieren, es sehen, ja vielleicht – welche Möglichkeiten gibt es nicht zur See, – vielleicht meinen Fuß auf die Insel legen und dann – dann freilich sollte mich nichts zurückhalten, van Straaten nachzuhahmen. Hatte ich nur erst die Kisten, so konnte mir auch die Euphora nicht fehlen. Ich war bis auf meine, zur fixen Idee gewordene Einbildung ein wohlgezogener Knabe, ein anständiger Jüngling gewesen und trotz derselben ein verständiger Mann geworden. Das sagte mir alle Welt nach und ich selbst leugnete es nicht, denn ich hielt auch jene Idee für eine verständige. Hätten andere dieselbe gekannt, so dürften sie jedoch anderes geurteilt haben, aber ich hütete mich wohl vor dem, was in mir wühlte, etwas auf die Oberfläche treten zu lassen. Ich wollte meine Schätze mit niemand als mit einem Auserwählten teilen und dieser war noch immer nicht gefunden.

Dagegen füllte ich meine Kiste mit Gegenständen, die ich zu der möglichen Extratour brauchen konnte. Und als die heimatliche Küste meinen Blicken schwand, da dachte ich – Vaterland du siehst mich als

Millionär oder nie wieder. Ja, so lautete mein Abschied von der Heimat. Unsere Reise ging glücklich vonstatten; ich erzähle nichts von der Hinreise, weil es kaum etwas anderes als Alltägliches gab und alltäglich war auch schon mein Herzschlag, wenn ich dachte, dass ich mit jedem Tage meinem ersehnten Ziel umso und so viel näher gekommen sei.

Aber Niemand ahnte, was in mir vorging, und wenn ich auf der Karte mit Vorliebe Ceylon studierte, so glaubten der Kapitän wie mein Maat, es geschehe, um desto besser seiner Zeit für die Sicherheit des Schiffes sorgen zu können.

Da kam noch obendrein der Zufall meinem Vorhaben zustatten; eine leichte Havarie veranlasste den Kapitän, Ceylon anzulaufen, um dieselbe dort reparieren zu lassen. Wir landeten zu Point de Gallo und mein Entschluss war schnell gefasst. Ich machte mich krank, erhielt meine Entlassung und blieb zurück, als das Schiff die Insel verließ. Natürlich war ich gesund, als das Schiff außer Sicht gekommen war.

XIII. Sein Glück

Swieten machte eine Pause, um sich von Neuem mit Lebensmitteln zu versehen! Claras Blick hing mit großer Aufmerksamkeit an seinem Mund und Jacobson lächelte.

»Ich hätte es mir denken können, Swieten«, sagte er, »Geld musste das Fundament Eurer Handlungen

sein, das Ziel, auf welches Ihr lossteuertet; ohne die Absicht, Geld zu machen, hättet Ihr sicher keinen Schritt getan.«

»Ich könnte Ähnliches einem gewissen Mann zurückgeben«, sagte Swieten, »und wenn dabei das Geld nicht sein Ziel ist, so macht dies die Sache nur noch lächerlicher - denn Geld ist wirklich ein reeller Grund und wer es zu erhalten sucht, wird imstande sein, auch andere Dinge auszuführen, d ihm ohne dem nie gelingen können.«

Jacobson blickte mit einem leichten Stirnrunzeln zu seinem Steuermann hinüber, nahm dann eine verächtliche Miene an und machte eine heftige Handbewegung.

»Wir kennen uns«, murmelte er, »jeder nach seiner Weise!«

»Das ist auch meine Meinung!«, sagte Swieten, ruhig seinen Tee schlürfend und fuhr fort, als er den Rest der Tasse zu sich genommen hatte.

»Bei alldem muss ich dem verständigen Menschen in meinem damaligen Wahn wie ein halb Verrückter oder wie ein von einer wahnwitzigen Idee beharrter Bursche vorgekommen sein, und dennoch sollte die Folge zeigen, dass so wenig meine Einbildung wie meine späteren Anstrengungen einer reinen Chimäre nachjagten.

Sie wissen vielleicht, dass die Portugiesen die Insel Ceylon entdeckten, besetzten und sich dabei entweder durch Unredlichkeiten oder Bedrückungen den Hass der Eingeborenen zuzogen, die gerne das ver-

hasste Joch abgeschüttelt hätten.

Dies machten sich die Holländer zunutze, als sie in Ostindien festen Fuß gefasst hatten und von ihnen unterstützt, wurden die Portugiesen von der Insel zum Teil verjagt, zum anderen Teil unterdrückt.

Doch die aus zwei verschiedenen Völkerstämmen bestehenden Ureinwohner des Landes sahen bald zu ihrem Verdruss, dass sie aus dem Regen in die Traufe gekommen waren, weil meine edlen Landsleute das Erpressungssystem noch besser kannten als die Portugiesen.

Die Engländer beeilten sich deshalb, den Holländern denselben Dienst zu leisten, welche diese den Portugiesen erwiesen hatten. Und so wurde die Insel englisch und die eigentlichen Besitzer derselben einsehend, dass sie nichts mehr vor der Macht, Hab- und Raubgier der Europäer schützen könne, unterwarfen sich an den Küsten, während die des Inneren in un durchdringlichen Wäldern ihre Unabhängigkeit zu erhalten suchten.

Van Straaten hatte seinen Versuch, die von ihnen auf dem Adamspik gemachten Schätze zu heben, unter der Herrschaft der Holländer gemacht, ich machte ihn, als die Engländer die Herren der Insel waren.

Als mein Schiff die Insel verlassen hatte, hielt es mich nicht länger mehr in Point de Gallo. Ich fuhr mit einem Küstenfahrzeug nach Trinkomale, um hier Spuren des van Straaten nach den Hinweisen des gedachten Buches, welche mir in der Erinnerung geblieben waren, aufzufinden.

Ich fand denn auch das Hospital in Trinkomale, wo er vermutlich verstorben war. Ich fand ein Schloss in der Nähe der Stadt, welches wahrscheinlich dem Señor gehört hatte, in dem jedoch jetzt der englische Gouverneur der Stadt wohnte.

Das war vorläufig alles und gewiss nicht viel. Ich versuchte mich inzwischen über die Lage des Adamspik und den Weg dorthin zu informieren, namentlich aber in Erfahrung zu bringen, ob man wohl durch das Land bis dahin reisen könne.

Das Erstere gelang mir recht leicht, das Resultat der letzteren Forschungen ging jedoch darauf hinaus, dass wer nicht von den wilden Elefanten der Ebene oder den Büffeln der Sümpfe getötet, es sicher von den wilden reißenden Tieren und den Schlangen des Waldes würde, und dass wer diesen entginge, notwendig einer großen Affenart des Hügelterrains, die einige auch für eine Menschenart hielten, verfallen müsse. Wer aber alle Gefahren überwinde und bis in das Reich der Singhalesen gelangte, werde sicher von diesen besonders von den Wächtern des Königs auf dem Berg selbst getötet, gar nicht daran zu denken, dass der Rückweg noch fast schwieriger, als der Heimweg sei. Das lautete allerdings wenig tröstlich.

So viel ich bemerkte, wusste niemand im Land von den unermesslichen Schätzen des Adamspik und ich hüttete mich natürlich, es zu sagen, rüstete mich dagegen auf alle Fälle, und wenn es auch allein sein sollte, eine Reise dahin anzutreten.

Während dieser Zeit besuchte ich täglich, sobald es

das Wetter erlaubte, den Hafen und nun, Kapitän, sollen Sie sehen, dass ich doch noch einen anderen Sporn kannte, um deswillen ich die schon von mir als Eigentum betrachteten Schätze zu heben suchte.

Ich mag im Grunde wohl eine trübselige Figur bei meinen Spaziergängen gezeigt haben, jedenfalls fiel ich einem älteren Herrn auf, der mir häufiger, bald allein, bald in Begleitung einer verschleierten Dame begegnete, deren ausgezeichnete Gestalt auch von mir nicht unbeachtet blieb.

Eines Tages redete mich dieser Mann teilnehmend an, vielleicht glaubte er, dass ich ein von seinen Landleuten misshandelter Holländer sei. Wir unterhielten uns längere Zeit. Dies wiederholte sich in der Folge fast täglich, weil ich noch warten musste, bis die mir günstige Jahreszeit eingetreten war. Mitunter richtete auch die Dame, wenn sie gerade den Herrn begleitete, einige Worte an mich. Der Klang ihrer Stimme erschütterte förmlich mein ganzes Nervensystem.

Der alte Herr und ich wurden endlich vertrauter; ich hatte ihm mitgeteilt, dass ich jemand auf der Insel erwarte. Er lud mich endlich ein, ihn so oft und wann ich wolle, zu besuchen.

Ich folgte dieser Einladung nur zu gern, sah bei meinen Besuchen das Antlitz der Dame, erfuhr, dass es die Tochter meines Freundes oder Gönners sei. Mein Herz fing Feuer, ich liebte Jenny mit aller Kraft meiner Seele, die bis dahin durch dieses Gefühl noch nicht erregt worden war.

Das Folgende machte sich nun von selbst. Man geht

nur nach Ostindien, um reich zu werden und nach einigen Jahren zurückzukehren, seinen Reichtum in Europa und dem Komfort seiner großen Städte zu genießen, wenn nämlich die verschiedenen Fieber eine Rückkehr erlauben. Wer es also gut mit seiner Familie meint, lässt sie in Europa.

Jennys Vater war Kaufmann und nach ernstlichen Spekulationen zu demselben Zweck nach Ceylon gekommen; er hatte sich jedoch nicht von der einzigen Tochter trennen können, sie vielleicht auch nicht von ihm und somit hatte er Eile, sein Ziel zu erreichen.

Nach dem oben Gesagten konnte der Aufenthalt auf der Insel einer jungen Dame nicht viel Interessantes bieten, besonders gab es keine Gesellschaft für sie und dies war gewiss meiner, sonst vielleicht nicht von ihr beachteten Person günstig. Denn wir verstanden uns bald, wir liebten uns, wir waren glücklich – ja ich glücklich, dass ich fast gar nicht mehr an meinen Plan dachte.

Den Augen des Vaters konnte unsere Annäherung nicht lange verborgen bleiben; ich erkannte sehr leicht, dass sie ihn unangenehm berührte und er es bereute, mich in sein Haus aufgenommen zu haben. Doch wurde er nicht eigentlich erzürnt, sondern gab mir nur Winke, meine Besuche einzustellen. Als es nicht geschah, begann er selbst das erste Wort über eine Sache auszusprechen, die mich, so mutig ich sonst war, ihm gegenüber hasenherzig gemacht hatte.

Jennys Vater verhehlte mir nicht, wie wenig angenehm es ihm sei, dass ich sein Vertrauen nun dazu be-

nutzt hatte, mich in das Herz seiner Tochter zu stehlen; aber er erklärte mir, dass er nur für diese Tochter lebe und dass er auf alles eingehen werde, was das Glück derselben ausmachen könne und sollte es auch sein müssen, dass er ihre Hand einen von ihm nicht gern gesehenen Mann zuspräche.

›Jedoch!‹, fügte er hinzu, ›wenigstens muss dieser Mann nachweisen können, dass er ihrer würdig ist, und dass er die Mittel hat, welche ich für Jenny zu erwerben suche. Sie scheinen Seemann zu sein und die Mittel zu haben, anständig leben zu können. Doch weiter weiß ich nichts von Ihnen. Ihre Untätigkeit in einem Land, wo man nur Schätze zu erwerben sucht, spricht nicht für Sie. Der Vater Jennys muss, ehe das Verhältnis fortgeht, von Ihnen Nachweise über Ihre Person, Ihr Vermögen, Ihre Aussichten verlangen, um danach beurteilen zu können, ob jenes abzubrechen sei, solange es noch Zeit ist!‹

Es durchzuckte mich wild in diesem Augenblick, denn so wenig ermunternd die Rede war, ließ sie mich doch Hoffnung schöpfen. Ich sprang auf und ergriff die Hand des alten Mannes.

›Herr!‹ rief ich dabei, ›ich bin vielleicht in diesem Moment der reichste Mann der ganzen Insel, vielleicht des ganzen britischen Ostindiens, und das will sicher etwas heißen. Es kommt nur darauf an, meine Schätze zu heben!‹

Der Kaufmann sah mich bedenklich an, ich hatte früher so wenig Neigung zu exaltierten Stimmungen gezeigt, dass er vielleicht glaubte, ich habe mit mei-

nem Herzen auch den Verstand verloren.

›Erklären Sie sich deutlicher, sagte er endlich langsam.

Ich deckte mein früheres Leben vor dem alten Herrn auf und er verzog keine Miene dabei. Ich hütete mich wohl, die Quelle zu nennen, aus der mein eingebildeter Reichtum entsprang, schloss aber meinen Vortrag durch den Anhang, dass ich, was jenes Buch beschrieb, bruchstückweise auf meinen Reisen erfahren habe und meine Absicht sei, den Schatz zu heben, zu welchem Zweck ich hier einstweilen meinen Aufenthalt genommen hatte. Schließlich bemerkte ich, er werde mein Vertrauen ehren und mein Geheimnis bewahren!

Der Mann war aufmerksam und endlich aufgeregt geworden.

›Es ist richtig!, sagte er, ›ich habe davon ebenfalls gehört, doch gezweifelt, dass es einen Menschen geben werde, der Mut genug besäße, zu unternehmen, was Sie beabsichtigen. Ich billige Ihre Absicht und gelingt Ihr Vorhaben auch nur teilweise, so ist Jenny die Ihre. Doch Sie müssen allein das Wagnis bestehen, denn finden Sie jemand, der denselben Mut wie Sie hat, so dürfen Sie auch darauf rechnen, dass er Mut genug hat, Sie zu berauben – Gold und Schätze blenden! Gehen Sie allein!‹

›Gut, ich gehe allein!, rief ich lebhaft. ›Doch zuvor verloben Sie mich mit Jenny. Es soll Sie, wenn mein Unternehmen misslingt, nicht genieren, denn dann habe ich aufgehört, unter den Lebenden zu sein!‹

›Es sei so‹, sagte der alte Herr.

Jenny wurde herein gerufen, ich machte sie mit unserem Glücke bekannt. Sie selbst hatte an des Vaters Zustimmung gezweifelt und konnte nicht ahnen, wo durch ich denselben dazu gebracht hatte. Doch ebenso selig wie ich, sank sie an meine Brust, nachdem der Vater unsere Hände zusammengelegt hatte.

Freilich erschrak sie, als ich zu einem Unternehmen auszog, dessen Natur sie zwar nicht kannte, dessen Gefahren sie jedoch ahnte.

XIV. Mein Unglück

Schon wenige Wochen nach diesem Tag, der einer der glücklichsten meines Lebens genannt werden muss, verließ ich zu Pferde, ein tüchtiges Doggenpaar neben mir und gut bewaffnet, Trinkomale, um mich in das Innere des Landes zu begeben.

Einen mutigen Mann durfte man mich schon früher nennen, nun jedoch war diese Eigenschaft bis zur Tollkühnheit gesteigert; übrigens konnte ich mich auch auf weiter nichts als diesen Mut verlassen.

Ich will Sie nicht mit der speziellen Beschreibung meiner Reise ermüden; sie ging nur einen Tag günstig und ohne Hindernisse und Schwierigkeiten vonstatthen, dann hatte ich täglich zu kämpfen, und zwar in der Weise, wie man es mir gesagt hatte; außerdem jedoch auch noch in anderer Weise, denn die Insekten und Würmer gehörten zu den Feinden, an die ich

nicht gedacht habe. Besonders quälten mich und meine Tiere die Blutegel.

Mein Pferd fiel, ehe ich über die Terrassenregion hinauskam. Einer der Hunde wurde von einem Bären zerrissen und der andere ganz nahe meines Ziels durch einen vermutlich vergifteten Pfeil eines Singhalesen getötet.

Doch ich erreichte mein Ziel und fand, dass die Angaben hinsichtlich der Bewachung der Schätze falsch waren. Sie wurden gar nicht bewacht, der Pik wurde überhaupt von keinem lebenden Wesen bewohnt, nicht einmal Würmer fand ich auf dem Granit seiner Spitze, dagegen die Adamsspur und sehr bald die Höhle, eigentlich eine Schlucht, in der sich acht riesige, stark mit verrostetem Eisen beschlagene Kisten befanden, bei deren Anblick ich laut aufjubelte.

Ich hatte mich in der letzten Zeit bereits nur von Waldfrüchten und Beeren erhalten und meine Bekleidung war defekt und zerrissen, meine Munition weit über die Hälfte verbraucht. Zwei Monate waren, seit ich Trinkomale verlassen hatte, verstrichen. Meine Kräfte waren erschöpft.

Dennoch bekam ich neues Leben, als ich die inhaltreichen Kisten sah und machte sofort einen Versuch, den Deckel der einen derselben zu öffnen.

Ich musste bald davon abstehen und mich zunächst einer Ruhe, die ich nötig hatte, überlassen. Während derselben kam mir der Gedanke, zuvörderst nachzusehen, welche der Kisten sich am leichtesten öffnen lassen würde.

Als ich wieder an die Arbeit ging, beachtete ich diesen Gedanken und fand, dass der Verschluss der einen Kiste gesprungen war. An diese machte ich mich sofort.

Indessen vier Tage lang leistete der Verschluss mir Widerstand. Schließlich musste ich zu meinem Pulver greifen, um eine Seitenwand der Kiste zu sprengen.

Was ich dann sah?

Ich weiß selbst nicht, wie ich dies genau schildern soll, denn eine Art Verzückung ließ die hervorquellenden Schätze meinen Augen doppelt und dreifach erscheinen, genug es gab hier an Gold, Silber, Edelsteinen, goldenen, silbernen Gefäßen, Münzen, eine solche Menge wie dergleichen außer mir vielleicht kein Mensch gesehen hatte. Ich warf mich in die hervorquellenden Schätze hinein, um diese, so viel ich mit meinen Armen fassen konnte, an meine Brust zu drücken.

Nach einiger Zeit ging ich an eine Auswahl und trug Haufen zusammen, welche kein Pferd auch nur einen Tag geschleppt hätte.

Inzwischen hatten mich Arbeit und Aufregung erschöpft, ich musste ausruhen und überlegte dabei, welche Auswahl ich wohl zu treffen hätte. Es war mir klar, dass ich nur wertvolle und zugleich leichte und umfanglose Sachen nehmen dürfe, also Diamanten, Perlen und andere wertvolle Edelsteine, dagegen nicht einmal die ungeheuren Summen gemünzten Goldes.

Am nächsten Morgen begann ich nach meinem

Verständnis, meine Auswahl zu treffen. Die Menge, welche ich entnahm, war immer noch zu bedeutend für meine Kräfte, doch ich musste versuchen, mitzunehmen, was sich mitnehmen ließ, weil ein zweiter Weg hierher nicht möglich sein durfte.

Alles Übrige stopfte ich wieder in die Öffnung der Kiste zurück, packte einen Haufen Steine dagegen und machte mich dann auf den Weg. Ich hatte zwei Wochen am Ort verweilt und Sie werden dadurch Ihre Ansicht über mich bestätigt finden, Kapitän, dass ich mich nicht von demselben trennen konnte.

Doch nun die Rückreise.

Ich nahm an Waffen vom Adamspik nur mit, eine Doppelbüchse, zwei Pistolen, einen langen spanischen Degen und ein Messer. Zu den Schusswaffen besaß ich noch ungefähr ein Pfund Pulver und doppelt so viel Blei. An Lebensmitteln, die ich mir auf dem Berg nur durch weite Ausflüge verschaffen konnte, hatte ich gar nichts.

Die kleineren Edelsteine hatte ich überall in und an meinen Kleidern befestigt, um ihre Last zu verteilen, außerdem hingen an meinem Gürtel eine Anzahl mit denselben gefüllten kleineren Beutel und über jede meiner Schultern hing ein Quersack mit größeren Wertgegenständen. Ich mag auf diese Weise wohl Schätze gegen hundert Millionen an Wert vom Adamspik mitgenommen haben.

Doch wie ich schon bemerkt habe, meine Kräfte waren erschöpft, ich keuchte bald unter meiner Last und musste beginnen, aus meinen Säcken einen Gegen-

stand nach dem anderen fortzuwerfen; der Glückliche, welcher meiner Spur hätte folgen können.

Dies ging so fort, bis beide Säcke geleert waren. Meine Kräfte nahmen dabei immer mehr ab und ich muss gestehen, dass sie zum Teil durch den Gram über meine Verluste, wie ich es nannte, schwanden.

Ich hatte die Zeit zur Hin- und Rückreise nicht gehörig berechnet und die Regenzeit trat ein, als ich kaum den Fuß des Berges erreicht hatte; doch so lästig mir dies sein musste und so sehr es mich in Gefahr brachte, tödlichen Fiebern zu erliegen, hatte es doch das Gute, dass es mich vor den Angriffen von Menschen und Tieren einigermaßen schützte.

Ohne trocken zu werden, hungernd, frierend, nur selten eine Stunde schlafend, wanderte ich weiter, meistens von Tausenden von Blutegeln bedeckt, die noch den Rest meiner Kräfte erschöpften. Aber das Ziel, welches ich erreichen wollte, vor Augen, verlor ich noch in der verzweifelten Lage Hoffnung und Mut nie ganz. Ich glaube, dass nur jene mich in allen Gefahren aufrecht und kräftig erhalten hat. Übrigens fiel mir die Kleidung stückweise vom Leib.

Dessen ungeachtet rückte ich, obwohl langsam, dem Ort, von dem ich ausgegangen war, näher und langte ungefähr fünf Monate nach dem Tag, an welchem ich Trinkomale verlassen hatte, in der Nähe dieses Ortes, abgerissen, krank, abgefallen, wie ein Bettler aussenhend und wie ein Sterbender siech, dennoch mindestens noch vier bis fünf Millionen schwer, an.

Dass ich wie ein Bettler erschien, war im Grunde

gut, denn es konnte nichts von meinen Reichtümern verraten, doch man konnte mich deshalb für einen Vagabunden halten und dies war nicht gut.

Ich sah mich daher genötigt, in einem nahen Gehölz die Nacht abzuwarten, um den Rest meiner Reise zurückzulegen. Ich fror und hungrte entsetzlich unter Herzklopfen, welches mir einen Krampf zu verursachen drohte.

Endlich jedoch kam die ersehnte Nacht und ich brach auf, der Stadt näher zu wanken. Ich erreichte sie von dichter Finsternis umhüllt und schwankte durch die Straßen dem Haus meiner Jenny zu, doch am Ziel waren alle meine Bestrebungen fast zunichte geworden.

Zwar wurde auf mein Pochen ein Fenster geöffnet, doch meine heisere Stimme wurde nicht erkannt. Und als ich dringend den Hausherrn zu sprechen verlangte, wurde zwar die Tür geöffnet, ich jedoch beim Eintritt mit Hinauswerfen bedroht. Auch der hinzugekommene Hausherr erkannte mich nicht und erklärte mich für einen Betrüger, als ich meinen Namen nannte. Erst Jenny erkannte in dem Elenden, der bei Nacht und Nebel anlangte, ihren Verlobten und wollte sich an meine Brust werfen, woran sie jedoch durch mein Zusammensinken verhindert wurde.

Ich sank zwar zusammen, aber ich wurde nicht ohnmächtig; die Sorge um meine Schätze hielt mich wach, wenn auch, gleichsam nur in einer Art Scheinohmacht.

Ich hörte dabei, wie der Vater Jennys sagte: ›Also er

ist es doch?«

»Er ist es!«, wiederholte jene, »mein armer Swieten!«

»So ist sein Unternehmen misslungen!«, seufzte der Vater, »es ist ein Unglück. Leute, macht ihm in Eurem Zimmer eine Lagerstelle zurecht. Es ist jetzt zu spät, ihn ins Hospital zu schaffen!«

»Wie, mein Vater!«, rief Jenny, »haben Sie vergessen, dass dieser Mann mein Verlobter ist?«

»Nein, nein!«, sagte der Vater kleinlaut, »und doch – es ist ein Unglück; aber still, sagte er nicht, er würde nicht wiederkehren, wenn es misslänge?«

»Ich weiß davon nichts, Vater!«, antwortete meine Verlobte, »ich weiß nur, dass wir ihn bereits seit einem Vierteljahr als tot betrauern und dass er jetzt da ist!«

»Es ist richtig!«, meinte der Vater, »ich weiß nicht, wie mir der Kopf steht, ich bin erschrocken; Leute, bringt den Herrn van Swieten in mein Zimmer.«

Es berührte mich unangenehm, dass Jennys Vater, wenn auch nur momentan mich nicht kennen, mich in meiner Not von sich weisen wollte.

Doch niemals kann ich mit Worten die Empfindungen beschreiben, welche meine Brust bei dem edlen Benehmen Jennys durchschauerten; schon bei dem Erblicken ihrer Trauerkleider hatte ich eine gewisse Ahnung, jetzt war ich überzeugt, dass ihre Liebe felsenfest war.

Ich wurde von ihr und dem Vater begleitet, in das Zimmer des Letzteren gebracht und dort auf ein Sofa gelegt.

Es dauerte nicht lange, bis ich mich erholtet.

›Zu essen und zu trinken!, waren meine ersten Worte. Man brachte Speisen und Wein, ich trank ein Glas des Letzteren, der mir wie Feuer durch die Adern rann; dies Feuer teilte sich meinem Geist mit.

›Ich bin da, es ist geglückt!‹, rief ich, beide Hände ausstreckend.

Vater und Tochter ergriffen meine schmutzigen wunden Hände, wenn auch mit verschiedenen Gefühlen und aus nur wenig verwandten Ursachen.

›Es ist ...!‹, stöhnte der alte Mann.

›Was ist ...?‹, fragte Jenny.

›Ja‹, erwiderte ich, ›ich, Ihr seid Millionäre.‹

›Himmel!‹, schrie der Vater auf.

›Nur eine Stunde Ruhe, dann mehr‹, sagte ich.

›Ohne dich umzukleiden?‹, fragte Jenny.

›Ja!‹, lautete meine Antwort, nachdem ich mich auf dem Sofa zurechtlegte, ›es muss so sein!‹

Ich schlief nicht, ich wachte auch nicht, ich sah alles, was um mich hervoring. Ich bemerkte die Spannung, mit der mich Vater und Tochter betrachteten. Mich selbst jagte ein beginnendes Fieber in wilde wachende Träum hinein, doch kräftigte mich die regungslose Lage etwas. Endlich sprang ich auf.

›Türen und Fenster zu, dicht verhangen‹, rief ich, ›ich habe zwar die meisten meiner Schätze fortwerfen müssen, um wenig zu retten, doch was ich gerettet habe, ist genug, um Fürstentümer zu kaufen!‹

Der Vater sicherte Türen und Fenster. Als dies geschehen war, holte ich meine Schätze heraus. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie Vater und Tochter

staunten. Lange blieben beide stumm; dann bekam der alte Herr Leben, prüfte und berechnete und rechnete Summen heraus, die ungeheuer genannt werden mussten.

Jenny schwieg immer noch mit fest auf mich gerichteten Blicken.

›Und darum?‹, sagte sie plötzlich, ›deshalb hast du mich verlassen, mir solche Schmerzen bereitet, vielleicht mich für mein ganzes Leben unglücklich machen können.‹

Ich streckte meine Hand nach dem Vater aus.

›Ich bin fertig!‹, waren meine letzten bewussten Worte, dann sank ich von Neuem zurück und tiefe Todessnacht umfing mich, das Fieber war zum Ausbruch gekommen, mein Wille hatte meine Natur beherrscht, doch als er unnötig geworden war, fiel ich zusammen.

Wochen waren vergangen, bis ich meine Besinnung wieder erhielt.

Jenny hatte mich gepflegt, ich genas schnell genug wieder von dem meist tödlichen Sumpffieber.

Der Vater hatte die erbeuteten Schätze verborgen! Man verhinderte mir, davon zu sprechen, und ich verhinderte es selbst.

Nach zwei Monaten war ich hergestellt.

›Mein Sohn!‹, sagte da eines Tages der alte Mann zu mir, ›beim ersten Genuss. den mir jene Schätze, die du gehoben hast, gewährten, dachte ich daran, dich zu einem zweiten Gang zu treiben, vielleicht gar dich zu begleiten, doch deine Krankheit und die Fantasien derselben haben jede weitere Habgier in mir unter-

drückt. Wir haben genug, wenn du zufrieden bist. *Fort nach Europa!*, heißt jetzt mein Wahlspruch. Du hast für Jenny getan und mehr, als ich tun wollte oder konnte; sie ist dein. Ich habe bereits mein Geschäft verkauft, ein Schiff erstanden und beladen lassen. Du sollst der Führer desselben sein, wenn du willst, und in England oder Holland, du magst bestimmen, wo wir später eine Heimat suchen wollen, werde deine und Jennys Vermählung gefeiert. Du magst dort als Nabob auftreten, doch hier wollen wir niemand von unserem Reichtum Kenntnis geben.«

Ob mir dies recht war? Mir war alles recht, was mich in die Arme meiner Jenny führen konnte und schnell wurden die letzten Anstalten zur Abreise getroffen. Ich hatte keine Lust, meinen lohnenden Gang zum zweiten Mal zu machen.

Nach vier Tagen schon lichtete mein zum Teil durch Malaien bemanntes Schiff die Anker und wir verließen Ceylon. Der Anfang unserer Reise war vom Glück begleitet, doch wir trugen den Fluch des Reichtums mit uns an Bord davon.«

Swieten schwieg einige Zeit, als ob er sich sammeln wollte, sein Gesicht verbdüsterte sich.

»Es ist ein Unglück«, fuhr er endlich fort, »dass man sich in Ostindien der Malaien bedienen muss. Die von meinem zukünftigen Schwiegervater in den Dienst genommenen, hatten eine Ahnung von unseren Schätzen, vielleicht vermuteten sie auch nur von dem alten Herrn erworbene Reichtümer. Sie überfielen eines Nachts den übrigen Teil der Mannschaft, ermor-

deten denselben, erstürmten die Kajüte, die ich wütend verteidigte. Der alte Herr und meine Braut wurden, als ich unterlag, vor meinen Augen ermordet, ich selbst in die Sklaverei geschleppt, in der ich fünf Jahre zu bleiben gezwungen wurde, um sie später arm wie Hiob zu verlassen.

Am Morgen des Tages, der jener Nacht voranging, stand ich mit Jenny, wie der Kapitän mit dieser Dame auf der Schanze meines Schiffes, den Aufgang der Sonne zu betrachten. Dieser Umstand war es, der mich in trübe Gedanken versetzte!«

Swieten schwieg.

»Das hört sich ja animos an!«, rief Jacobson unwillkürlich, »doch fürchten Sie nichts, Clara, hier gibt es keine Malaien!«

»Aber Schweden!«, sagte Swieten, sich erhebend. »Übrigens Kapitän könnten Sie fragen, weshalb ich später nicht einen zweiten Gang wie jenen unternommen hatte. Hier haben Sie die Antwort: Für meine Jenny konnte ich es wagen, hätte ich es zum zweiten Mal gewagt, doch da dieser Zweck nicht mehr vorhanden war, so brauchte ich keine Millionen. Tausende konnte ich mir in anderer Weise verschaffen. Sie werden hiernach beurteilen, ob ich wirklich habgierig oder geizig bin!«

Swieten wendete sich ab und ging nach vorn; der alte Nehls, welcher seiner Erzählung mit offenem Mund zugehört hatte, sah plötzlich mit einem Seufzer auf.

Gleich hinterher stieß er einen lauten Ruf aus. »Sig-

nale!«, lautete jener, und Swieten, seinen Gang hemmend, kehrte wieder zurück.

»Man avertiert ein fremdes Fahrzeug«, murmelte er.

»Mein Fernrohr!«, rief Kapitän Jacobson.

Alles im Schiff wurde lebendig.

XV. Eine Vereinigung

Das Schiff der Linie, welches das fremde Segel signalisiert hatte, gab zugleich durch andere Zeichen die Richtung an, in welcher es erschienen war. Jacobson richtete sein Fernrohr demgemäß; die Richtung war südlich.

Der Kapitän blickte lange in derselben durch das Rohr, mit dem er den ganzen Horizont musterte, ohne jedoch etwas zu entdecken. Er setzte das Instrument deshalb ab.

»Entweder«, meinte er, »jene Leute sehen mehr, als gewöhnlich zu sehen ist, oder ich sehe weniger gut als sonst. Der Horizont ist glatt, ich sehe keine Spur von einem Segel. Versucht Ihr mal, Swieten.«

Der Steuermann nahm schweigend das Instrument und wollte es eben an sein Auge bringen.

»Nun!«, sagte Nehls, »ich denke, wir werden uns wohl mit dem Boot da vor unserer Nase begnügen müssen, es ist ja auch ein Fahrzeug.«

»Bei Gott!«, rief der Kapitän, »ein Boot, gebt mir das Glas, zurück, Swieten. Was aber kann das bedeuten? Wir hatten keinen Sturm. Man sucht uns vielleicht!«

»Ohne Zweifel«, murmelte Swieten, »man gibt Winke mit einem weißen Lappen.«

Jacobson musterte das Fahrzeug, welches durch Ruder fortbewegt wurde, mit seinem Instrument. Plötzlich stieß er einen Ruf der Verwunderung aus.

»Nehls!«, rief er hinterher, »betrachtet einmal den Trog und besonders sein Verdeck, ob Ihr nicht auf demselben Leute seht, die wir kennen und die doch vielleicht uns nicht gerade suchen!«

Nehls nahm das Fernrohr und schaute hindurch. »So wahr ich lebe!«, rief er gleich darauf, »aber Kapitänen, die Leute suchen uns gerade. Sie werden dem alten Herrn doch an das Magre gekommen sein und da hat er am Ende gut befunden, sich außer Schussweite zu ziehen!«

»Kann sein«, murmelte der Kapitän.

»Aber wer uns nicht suchen dürfte«, meinte Swieten, »das ist der junge Kampfhahn, welcher da mit dem Lappen winkt. Er hätte sicher die wenigste Ursache dazu.«

Der Kapitän zog seine Stirn in Falten.

»Wovon ist die Rede!«, fragte Clara, die so lange aufmerksam zugehört hatte, plötzlich. »Wer ist in dem Boot?«

»Wenn uns nicht alles täuscht, Clara«, antwortete Jacobson, »so nähern sich uns in demselben Ihre Eltern, die Schwester und der Fähnrich Wardow, den alten Klassen nicht zu vergessen.«

Clara ließ einen Ruf der Überraschung hören; es war wirklich, wie der Kapitän sagte.

Glücklich vom Land abgekommen und nicht verfolgt, hatte das Boot mit den Flüchtlingen allgemach trotz widrigen Windes die Höhe vom Meer erreicht. Da der Abend einbrach, beschloss Wardow im Einverständnis mit Klassen beizulegen und die Nacht möglichst auf der Stelle zu bleiben, damit man nicht der schwedischen Küste zu nahe komme.

Überdies um ferner den schwedischen Kreuzern zu entgehen, denn den Freischiffer sofort zu finden, durfte man nicht erwarten.

Zu jenem Zweck betraten dann auch Wardow und Klassen die Kajüte des Fahrzeuges, in die sich bereits die Griebensche Familie zurückgezogen hatte. Auf Klassens Vorschlag beschloss man, der dänischen Küste sich zuzuwenden. Dänemark war nämlich immer noch neutral verblieben und man hatte deshalb dort nichts zu fürchten.

Nach Beendigung des Rates verließ der alte Hochbootsmann die Kajüte wieder, um den Matrosen das Resultat derselben mitzuteilen, da man unter den obwaltenden Umständen auch ihnen eine gewisse Entscheidung einräumen musste.

In der Kajüte fand dagegen noch eine andere Beratung statt.

»Frau«, sagte nämlich der Major, »was wir bis jetzt noch nicht Gelegenheit zu besprechen hatten, und das doch eilt, für alle Fälle in Wichtigkeit gebracht zu werden, ist eine Bestimmung über die Zukunft von uns allen. Du weißt bisher indessen noch nicht, was eigentlich geschehen ist und was wir verloren haben.

Das Letzte ist bald gesagt, denn es umfasste gerade alles, was von unseren Besitztümern nicht zwischen den Planken dieses Bootes ist.«

Die Frau erschrak nicht wenig, denn so arg hatte sie sich die Sache nicht gedacht, aber sie äußerte nicht viel. Der Major nickte bestimmend mit dem Kopf.

»Gut«, meinte er, »versuche es mit Ruhe zu ertragen, es geht nicht anders; auch dieser junge Herr befindet sich mit uns in derselben Lage – und das um meinest willen!«

Der Major sprach diese Worte mit einem besonderen Nachdruck und fuhr dann fort, zu erzählen, was sich mit ihm in Stralsund begeben hatte, wie er behandelt worden war, welche Aussichten er gehabt hatte und wie er durch Wardows Hilfe und edle Aufopferung frei geworden war.

Die Majorin reichte nach diesen Mitteilungen dem jungen Mann dankend die Hand und dieser brachte sie respektvoll an seine Lippen.

»Was nun mich betrifft«, fuhr Grieben fort, »so muss ich meine weiteren Schritte tun, um mich in Sicherheit zu bringen. Nach reiflicher Überlegung nun, besonders, nachdem ich in diese Lage geraten bin, erscheint mir Kapitän Jacobson in etwas anderem Licht als früher. Es wäre mir daher lieb, ihn aufzufinden, teils um über Clara Gewissheit zu haben, teils aber, um durch ihn auf preußischem Boden zu gelangen. Finden wir ihn indessen, was zu erwarten steht, nicht, so werde ich durch Dänemark nach Preußen und Dienste bei Friedrich II. suchen. Wahrscheinlich wird mich unser

Wardow bei dieser Gelegenheit begleiten!«

»Ganz gewiss«, antwortete der junge Mann lebhaft.

»Für uns beide wäre also gesorgt«, sprach der Major weiter, »doch wohin mit euch? Das ist die Frage.«

»Ich weiß darauf keine Antwort, Lieber«, antwortete die Frau betrübt.

»Aber ich«, sagte Grieben, »wie wäre es, wenn wir für dich und Sophie einstweilen ein Asyl bei deinem Bruder in Mecklenburg suchten?«

»Er wird uns sicher aufnehmen«, sagte die Frau.

»So wäre auch das in Ordnung«, fuhr der Major fort. »Doch nun noch eine andere Sache. Ich bin diesem tapferen Jüngling, diesem kühnen Mann eine Genugtuung schuldig, und zwar eine doppelte, weil ich ihn nach Ausführung einer edlen tapferen Tat noch ein Kind zu nennen wagte. Still, lieber Wardow! Er hat mir anvertraut, liebe Frau, dass ihm Sophie nicht gleichgültig ist – nicht hinaus Mädchen, du bleibst – wenn dasselbe bei dir der Fall hinsichtlich Wardows ist, so sollt ihr heute versprochen werden – doch eure wirkliche Verbindung wird wohl noch eine Weile hinausgeschoben werden müssen!«

Die gute Frau lächelte sanft; sie sagte diesmal nichts darüber, da sie auch diese Annäherung der Kinder bemerkt hatte, doch gab sie ihre Zustimmung. Sophie erklärte stammelnd und unter Erröten, dass Wardow von ihr geliebt werde.

»Gut, gut«, meinte der Major, »du tust mir damit einen großen Gefallen, Kind, denn meine Ansichten über den jungen Herrn haben sich gegen früher eben-

falls bedeutend verändert. Also gebt euch die Hände
- Gott segne euren Bund, wie ich es tue!«

Diese einfachen Worte des Majors rührten seine Zuhörer fast zu Tränen. Sophie sank der Mutter an die Brust, der Major schüttelte dem Fähnrich nochmals die Hand, und der Bund war geschlossen.

Als sich die Griebensche Familie zur Ruhe begab, war Wardow bereits auf dem Verdeck, um seine Wache, die sogenannte Kapitänswache, anzutreten.

»Klassen!«, meinte er dabei zu seinem jetzigen Offizier, »ich behielte Euch heute gerne bei mir oben, doch Ihr müsst ruhen - geht also und wisst nur noch, dass ich mich eben mit Sophie von der Grieben verlobt habe.«

»Wünsche Glück!«, sagte Klassen, die ihm gebotene Hand des Fähnrichs ergreifend und begab sich zur Koje.

Wardow blieb mit seinem Glück und seinen Hoffnungen allein. Als er später von Klassen abgelöst worden war, suchte er zwar auch sein Lager auf, blieb jedoch wach, um sich romantischen Schwärzmereien und dem Bau von herrlichen Luftschlössern zu überlassen.

In dieser interessanten Beschäftigung wurde er jedoch mit dem Morgengrauen durch einen Mann gestört, den Klassen geschickt hatte, um ihm zu melden, dass man eine Anzahl Schiffe in Sicht bekommen hatte. Wardow sprang empor und eilte auf das Verdeck.

Die Lage der Flüchtigen war bei dieser Gelegenheit misslich. Man konnte zuerst nicht anders als anneh-

men, dass diese Schiffe eine Eskadre der schwedischen Flotte bildeten. Der beste Rat schien, sofort die Segel aufzuspannen, um hinabzulaufen, woher man gekommen war, solange man noch nicht entdeckt sei.

Doch das scharfe Auge Klassens erkannte sehr bald den Schoner und auch Wardow schien er schließlich bekannt; nur blieb es unerklärlich, wie derselbe in Gesellschaft so vieler anderer Schiffe segeln könne.

Bei dem entstandenen Lärm erschienen dann auch der Major und die Frauen auf dem Verdeck, und Ersterer erklärte den noch zweifelhaften Umstand dadurch, dass Jacobson ein Geschwader unter preußischer Flagge führen werde. Man beschloss, sich demselben zu nähern und ihm Zeichen zu geben. Schlimmstenfalls konnte man einem schwedischen Geschwader durch eine List entgehen.

Man kann sich ungefähr die Szene denken, welche folgte, als das Boot den Schoner erreichte und die uns bekannten Personen an Bord stiegen. Wenige Worte genügten, alles ins Reine zwischen den verschiedenen Parteien zu bringen. Jacobson nahm seine Gäste mit herzlicher Zuvorkommenheit auf, versprach auch jeden der Wünsche des Majors zu erfüllen, besonders aber die Frauen, Clara eingeschlossen, bevor er seine weiteren Zwecke verfolgte, nach Mecklenburg zu bringen. In Betreff seiner Absichten auf Clara sagte er jedoch kein Wort.

Als aber jenes bewerkstelligt worden und der Major sowie Wardow glücklich bis zu den russischen Vorposten in Pommern befördert worden waren, ent-

spann sich ein Krieg auf der See, in dem Preußens Adler, obwohl nur von geringen Kämpfen unterstützt, dem schwedischen Banner bis zum Herbst viel zu schaffen machte.

XVI. Aut vincere, aut mori

Es war Herbst geworden.

Der Krieg tobte nun fast überall in Europa, besonders in Deutschland.

Man schlug sich in Schlesien, in Ostpreußen, an der schwedischen Grenze, an der hannöverschem, am Rhein und in Sachsen.

Russen, Österreicher, Sachsen, Franzosen, Schweden griffen von verschiedenen Seiten Preußen an und Preußen hatte ihnen eben nur Preußen entgegenzusetzen. Friedrich II. hatte keine Bundesgenossen oder nur solche, die groß im Wort, klein in der Tat und engherzig im Betreff des Geldbeutels waren.

Von allen Feinden fürchtete der König die Schweden am wenigsten, obwohl er sie vielleicht am höchsten achtete. Er hatte dem schwedischen Staatskörper zugefügt, was man in der Chirurgie und Anatomie einem tierischen Körper die Adern unterbinden nennt.

Außerdem sandte er dem schwedischen Armeekorps den Reiter Obersten Belling mit seinen zehn Schwadronen entgegen und diese mussten hinreichend sein, die Schweden in Schach zu halten. Truppen hatte Friedrich nicht weiter dazu übrig.

Nun, Belling war gerade der Mann dazu, ein solches Vertrauen zu rechtfertigen, und seine Husaren waren Leute, die ihn nicht im Stich ließen, und besonders solche, die ihm Ehre machten.

Sie trugen damals schwarze Dolmanns, diese Husaren mit grünen Schnüren, die ungarische Filzmütze und vor derselben ein Totengerippe mit dem Wahlspruch *aut vincere, aut mori*.

Entweder siegen oder sterben, lauteten diese lateinischen Worte und ihnen treu warfen sich die Kühnen nieder auf die Feinde, wo sie dieselben fanden, gleichviel, ob sie ihnen an Zahl überlegen oder die Verhältnisse sonst für sie ungünstig waren.

Die Totengerippe erwarben auch daher einen gewaltigen Respekt bei den Schweden, ja man darf wohl sagen, sie wurden gefürchtet und verursachten ihnen panischen Schrecken.

Infolge dieses Umstandes vollführten die kühnen Reiter viele lustige und verwegene Streiche, von denen die Leute in der Gegend noch lange sprachen.

»Teufel, es ist kalt!«, sagte dann auch eines Abends ein Husar auf Feldwache, »ich muss mir einen warmen schwedischen Mantel holen. Wer will mit?«

Es fanden sich noch mehr Verehrer der warm gefütterten schwedischen Wintermäntel. Sie stiegen in den Sattel, ritten über eine der vielen, über die Peene führenden Brücken, jenseits welcher die Schweden standen, und kamen jeder mit einem Kleidungstück der erwähnten Art versehen zurück.

Freilich folgten ihnen ein Mann und ein Pferd, doch

dafür waren ein Dutzend Schweden kampfunfähig gemacht und nebenbei ein Fouragemagazin angezündet worden.

Die Husaren, welche diesen Streich ausgeführt hatten, gehörten zur Grieben'schen Schwadron, denn unser Freund, der Major von der Grieben, war als Oberstleutnant und Eskadronchef dem tapferen Beling'schen Regiment einverleibt worden. Seine Schwadron stand hart an der Grenze zum Vorpostendienst.

Als jene abgelöst wurde und um die Mittagszeit in dem bereits bezogenen Kantonmentsquartier der Eskadron wieder eingetroffen waren, saß ein Mann ab und ging direkt auf den Oberstleutnant, der bei ihrer Ankunft gegenwärtig war, zu.

»Herr Oberstleutnant!«, meldete der Husar, »ich habe erfahren, dass ein schwedischer Husar oder Fähnrich der uns gegenüberstehenden Husaren in Jarmen eine Liebschaft unterhält und allwöchentlich über die Peene kommt. Wenn es erlaubt ist, möchte ich mir den jungen verliebten Herrn greifen.«

Grieben schwieg einige Zeit. Der Handel war im Grunde genommen nicht der Rede wert und es mochte immerhin der Husar den Menschen zu fangen versuchen; doch endlich machte er eine abwehrende Bewegung.

»Du gehst doch nicht allein!«, antwortete er dem Husaren. »Leutnant von Wardow!«

Der berufene, natürlich ebenfalls unser alter Bekannter, kam schnell herbei und stellte sich mit

dienstlichem Gruß vor seinen Vorgesetzten und Schwiegervater auf.

»Da meldet mir dieser Mann eben etwas, das der Beachtung wert sein könnte«, sagte Grieben.
»Du kannst mit einem halben Zug der Sache ein Ende zu machen versuchen. Setze dich deshalb mit dem Husaren in nähere Verbindung.«

»Komm, Lorenz«, sagte der nunmehrige Husarenoffizier nach einer Verbeugung. Beide entfernten sich. Mit Einbruch der Dunkelheit des früh beginnenden Abends ritt Wardow an der Spitze eines Husarentrupps der Gegend voll Jarmen zu.

Jarmen ist ein hübsches Gut, welches ehedem einer adeligen Familie, – vielleicht auch noch, – des Landes gehörte. Dieselbe war allerdings nicht den reicheren und bedeutenderen Geschlechtern des Landes beizuzählen und überhaupt war eigentlich nichts weiter adlig an derselben als der Name, während sie sonst recht und schlecht bürgerlich sich gerierte.

Die Bewohner der Grenze waren in einer bösen Lage. Um nicht Gewalttätigkeiten ausgesetzt zu sein, mussten sie es mit beiden Teilen der kriegsführenden Parteien halten, wenigstens sich den Anschein geben, als hingen sie dem jeweiligen Sieger an; und wenn dies schon überhaupt galt, so galt es von den Besitzenden noch ganz besonders.

Der gegenwärtige Besitzer von Jarmen versicherte deshalb, obwohl er eigentlich Preuße war, den Schweden, wenn sie bei ihm erschienen, dass er gut schwedisches gesonnen sei. Kamen jedoch die Preußen wie-

der, so beteuerte er, seine alte bekannte Loyalität nie im Leben zu vergessen.

Wahrscheinlich wussten die Offiziere beiden Parteien, was sie von diesen und solchen Versicherungen überhaupt zu halten hatten.

Überhaupt muss man sowohl Preußen als auch Schweden zum Ruhm nachsagen, dass sie in diesem Krieg nach Möglichkeit die Bewohner des Landes und deren Eigentum respektierten.

Indessen hatte der Jarmer Herr auch zwei erwachsene Töchter. Diese machten ihm bei Weitem mehr Sorgen in der trüben Zeit als sein anderes Besitztum.

Bis zum letzten Sommer war es ihm jedoch gelungen, auch diese Schätze so zu hüten, dass sie ungefährdet geblieben waren, doch um jene Zeit rückte ein neues schwedisches Regiment an die Grenze und mit ihm ein junger Mensch, der nach der Bekanntschaft mit den Töchtern nicht gewillt zu sein schien, dieselbe so schnell wieder aufzugeben.

Ähnliche Absichten hatten zwar schon früher junge schwedische und preußische Offiziere gezeigt, doch die Töchter selbst hatten ihnen keine Ermutigung gegeben und deshalb war ihre flüchtige Neigung meistens mit der Entfernung verschwunden.

Bei dem jungen schwedischen Fähnrich, der nun in dieser Weise den Schauplatz betrat, zeigte es sich jedoch zum Schrecken des Vaters, dass die Neigung seiner älteren Tochter der des jungen Mannes begegnete.

Der Vater hätte im Grunde nichts dagegen gehabt, wenn ein Offizier, gleichviel ob Preuße oder Schwede,

aus anständigem Haus mit seiner Familie in eine vorläufige nähre Verbindung getreten wäre, denn nach dem Krieg musste Friede werden und mit dem Frieden die alten freundschaftlichen Verhältnisse wieder eintreten, welche früher an der Grenze bestanden.

Doch der junge Springinsfeld, welcher nun das Herz der Tochter gewonnen hatte, war zunächst noch nicht einmal Offizier. Sodann ergab eine Unterhaltung mit demselben, dass er arm sei und sein Name als auch seine Familie waren endlich so unbekannt, dass man noch nie im Land, selbst nicht in der Geschichte von beiden hörte oder las. Wer kannte anno 1757 den Namen, wer wusste um jene Zeit und auch noch später etwas von dem Namen Blücher?

Der brave Herr verbat sich daher, als die Besuche des jungen Husaren nicht wie frühere der Art von selbst aufhörten, dieselben in seinem Haus.

Das war recht schön soweit; aber leider erkannte die Liebe auch nicht einmal die väterliche Autorität an. Obschon die junge Dame dem Gebot des Vaters vorläufig wörtlich nachkam, so ließ sie doch ihren Verehrer wissen, weshalb er sich nicht sehen lasse.

Gut!, dachte Blücher, es gibt viel Wege zu jedem Ziel, ich werde mich auf andere Weise einführen!

Der junge Mann stellte nun seine Besuche bei Tag ein, kam jedoch jede Nacht nicht bei Jarmen, sondern etwas oberhalb über die Peene, band sein Pferd im Garten an und verplauderte bei schönem Wetter in diesem, bei schlechteren im Zimmer seines Liebchens, einige Stunden mit demselben.

Es ist klar, dass diese Ausflüge des Fähnrichs oder Kornetts nicht ohne Gefahr sein konnten, besonders zu den Zeiten, wenn die Preußen lebhafter andrängten, wozu sie sich übrigens nur selten günstige Gelegenheit entgehen ließen.

Möglich, dass einzelne Leute des Jarmer Hofes um diese Besuche wussten, jedoch mit Rücksicht auf das Fräulein nicht zu Verrätern derselben wurden. Wer aber lange keine Ahnung davon hatte, war der Vater.

Desto zorniger wurde er, als durch irgendeinen Zufall diese Zusammenkünfte der Liebenden ihm verraten wurden. Und doch wusste er nicht, was er in dieser Hinsicht für Mittel ergreifen sollte, um der Sache ein Ende zu machen. Als gegen Morgen kurz nach Entfernung des jungen Schweden, die auf Mänteleroberung ausgerittenen Preußen bei Jarmen anhielten, um eine Verstärkung anzufordern.

Der Böse musste dem Jarmer Herrn den schlechten Gedanken eingegeben haben, doch es schien ihm, als ob er eine Macht habe, den kecken Burschen zu verraten. Den Führer des Trupps allein rufend, teilte er demselben mit, was er in dieser Nacht entdeckt hatte, mit der Versicherung, dass er demjenigen, der ihn von diesem Besuch befreien werde, noch eine gute Belohnung zukommen lassen wolle.

Das war Wasser auf der Mühle des Bruder Lorenz, der da gedachte, die versprochene Belohnung allein zu ergattern. Wie wir gesehen haben, wurde ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht. Als der Trupp unter Führung des Leutnant von Wardow durch das

Abenddunkel nach Jarmen zog, ritt er recht verdrießlich mit allerlei hämischen Gedanken im Kopf hinter demselben her.

XVII. Ein Husarentanz

Der Jarmer Herr also wollte sich von den Besuchen des jungen Blücher befreien; Wardow und seine Leute waren ausgezogen, denselben zu fangen.

Lorenz wusste von dem Jarmer, dass der Schwede niemals über die Brücke hinter seinem Gut, sondern über die bei Bengin oberhalb oder bei Bagenow unterhalb Jarmen komme.

Hierauf basierte Wardow seinen Plan. Er besetzte die Wege am Flussufer entlang zu den beiden genannten Orten, ebenso die Brücke hinter Jarmen durch zwei Mann, für den Fall einer Flucht des Einzufangenden über dieselbe und platzierte sich mit vier Mann in der Nähe des Gartens, nachdem er noch zwei absitzen lassen und in den Garten selbst geschickt hatte. Zu ihnen gehörte Freund Lorenz mit seinen heimlichen Gedanken, welche nun dahingingen, den Liebeskranken zu retten, wenn ihm nämlich derselbe Uhr und Börse zu überlassen geneigt sein werde.

Es war ein recht schöner Herbstabend, nur etwas dunkel und dadurch eben zu Unternehmungen, wie sie sowohl Blücher als auch seine Aufpasser vor hatten, ganz geeignet.

Wardow hatte natürlich keine Ahnung davon, dass

der einzufangende Vogel sein Freund Blücher sei.

Es mochte ungefähr zehn Uhr sein, als derselbe im ziemlich scharfen Trab von Benzin aus daherkam und ohne den aufgestellten Posten zu bemerken, um den Garten bog.

An der hinteren Seite desselben saß er wie gewöhnlich ab, band sein Pferd an und sprang über die Einfriedigung. Mit schnellen Schritten näherte er sich in einem Gang dem Haus.

In diesem gab es zwei Personen, welche den Moment mit Herzklopfen erwarteten; nämlich den Jarmer Herrn und dessen Tochter Ulrike.

Jener hatte offenbar eine bedeutende Unvorsichtigkeit begangen und bei ruhigerer Überlegung sah er solches auch recht gut ein. Er wagte deshalb kein Wort über den Handel zu den seinen zu sprechen, sondern ging mit Sorgen umher. Mislang das Unternehmen der sicher erscheinenden Preußen, so musste Verdacht auf ihn fallen, und was dann geschehen konnte, war nicht abzusehen.

Als es Abend geworden war, wechselte er seinen Aufenthalt mehrmals im Haus, um bald einen Blick auf die Straße, bald in den Garten werfen zu können. Als er im Letzteren nahe dem Haus eine menschliche Gestalt entdeckte, hoben sich ihm die Haare auf dem Haupt.

Dieselbe Gestalt hatte indessen auch die den Geliebten erwartende Ulrike entdeckt und eilte hinab wie gewöhnlich, demselben entgegen. Sie wunderte sich, dass sie ihn nicht auf dem gewöhnlichen Platz des Zu-

sammentreffens fand. Doch gleich darauf trat jemand aus dem Gebüsch hervor und Ulrike, welche glaubte, Blücher vor sich zu haben, trat schnell näher. Gleich darauf stieß sie jedoch einen Schrei aus.

»Still!«, sagte jedoch eine unterdrückte Stimme, während sie sich von kräftigen Fäusten ergriffen fühlte. »Ihr Vater hat den jungen Herrn uns verraten oder verkauft, wie sie wollen, doch was können Sie daran wenden, wenn ich ihn rette!«

Man kann sich leicht die schreckhafte Überraschung des jungen Mädchens denken, doch es gibt wohl kaum ein weibliches Wesen auf der Welt, das gänzlich den Kopf verliert, wenn es gilt, den Geliebten zu retten.

Schnell besonnen, unterdrückte Ulrike daher ihren Schreck und sagte: »Fordert – ich habe eine Summe Geld und will gehen, sie zu holen!«

»Nein das nicht!«, sagte der Husar, »wie hoch aber ist die Summe?«

»Hundert schwedische Taler!«

»Gut – ich werde dieselben morgen abholen. Sie gehen dagegen in das Haus zurück und still zu Bett, Kind – wenn nicht Papa ebenfalls auf der Lauer liegt und Sie daran hindert.«

Ulrike antwortete nicht, sondern eilte, sobald sie sich losgelassen fühlte, davon. Sie wusste selbst nicht, ob sie an die Rettung des Geliebten glauben sollte oder nicht.

Was den Vater betraf, so lag derselbe, wie wir wissen, allerdings auf der Lauer und beobachtete die Be-

wegungen der Gestalten, welche er nicht erkennen konnte.

Als er eine derselben dem Haus wieder zueilen sah, glaubte er schon, die Zusammenkunft habe wie gewöhnlich stattgefunden, und war eben im Begriff, fortzueilen, um sein ungehorsames Töchterlein zu empfangen.

Doch das Auftauchen einer dritten Gestalt fesselte sofort seine Aufmerksamkeit und er sah, wie ebenfalls eine Begegnung mit der Verbliebenen stattfand.

Die letzte Erscheinung war der junge Blücher. Durch die Dunkelheit getäuscht, wie seine Geliebte, wäre er fast in die Arme des ihn erwartenden Lorenz gestürzt, ergriff aber sofort zum Säbel, als er seinen Irrtum gewahr wurde.

»Donnerwetter, Preußen!«, entfuhr ihm in seiner ebenfalls nicht geringen Überraschung.

»Still, Herr!«, sagte der Husar, »und lasst die Plempe stecken oder zieht sie doch nur, wenn jemand anders als ich kommt. Ich meine es gut mit Euch. Ihr seid verraten, die junge Dame, welche Euch hier erwartete, habe ich eben zurückgeschickt!«

»Wer seid Ihr?«, fragte der Kornett.

»Ein preußischer Husar!«, lautete die Antwort, »aber ich bin nicht allein, Garten und Wege sind besetzt. Der Herr des Hauses hat uns Eure Besuche entdeckt, doch ich will Euch retten, wenn Ihr mir dafür ein kleines Andenken hinterlasst!«

»Ich verstehe!«, murmelte Blücher, »aber der Satan hat mir die Karten in die Hand geführt. Ich bin kahl

wie eine Kirchenmaus!«

»Keine Uhr? He!«, fragte der Husar.

»Alles zum Geier!«

»Das ist fatal, doch ich will Euch auf Ehrenwort gehen lassen. Wie hoch wollt Ihr es einlösen?«

»Eine Monatsgage!«

»Verdammtd wenig, Herr!«

»Dann muss dieser hier!« Blücher schlug an den Säbel.

»Nutzt Euch nichts!«, unterbrach ihn der Husar, »lassst den Sarras in Ruhe. Mir seid Ihr schwerlich gewachsen und sicher nicht den anderen. Ich will indessen zufrieden sei. Euer Name!«

»Kornett von Blücher!«

»Ihr Ehrenwort, Herr von Blücher?«

»Ihr habt es!«

»Nun gut; der beste Weg ist eilig zurück. Schnell zu Pferde und mit Hurra über die Brücke, auf der ein Doppelposten steht – ich werde warten, bis Sie im Sattel sind, ehe ich Lärm mache. Einen zweiten Mann habe ich so gestellt, dass der Ihnen nicht in den Weg kommt!«

»Wie heißt Ihr!«

»Lorenz ist mein schlichter Name!«

»Ich danke, Lorenz!«

»Nicht nötig – sollte ich indessen einmal zu den Schweden gehen, werde ich mir gutes Quartier bei Ihnen erbitten, Herr!«

»Und nicht umsonst!«, sagte Blücher, sich schnell entfernend.

Eine Minute später ertönte die Stimme des rufenden Husaren durch die Nacht. Gleich darauf antworteten andere, man hörte Gepolter und Rufe auf der Brücke hinter dem Garten, ebenso Säbelklirren, dann den Galopp vieler Pferde von verschiedenen Seiten.

Gleich hinter der Brücke stand eine schwedische Vette. Auf diese eilte der Flüchtling zu, ihm nach die preußischen Husaren. Die Schweden gaben Feuer und jagten zu ihrer Feldwache zurück. Diese war alarmiert, andere Vorposten kamen herbei. Die heranstürmenden Preußen fanden eine doppelt so starke Truppe und wendeten um, die Schweden verfolgten sie über die Brücke fort bei Jarmen, vorbei bis an die preußischen Vorposten. Diese verstärkten wiederum die Preußen und die Jagd ging abermals der Peene zu und über dieselbe fort zur schwedischen Seite.

Bei dieser Gelegenheit trafen Wardow und Lorenz aufeinander.

»Dummkopf!«, sagte Ersterer, *Er* hat sich übertölpeln lassen!«

»Oder auch nicht!«, antwortete der Husar. »Hat der Herr Oberstleutnant nicht befohlen, einen gewissen Herrn von Blücher vorkommendenfalls zu schonen!«

»Allerdings!«

»Nun der junge Herr heißt von Blücher!«

»Ah – wirklich!«

Sie konnten nicht weitersprechen, das Gefecht riss sie voneinander. Es regnete Säbelhiebe, auch fielen Schüsse und hin und wieder die Getroffenen aus dem Sattel.

Inzwischen waren die Vortruppen beider Armeen alarmiert. Griebens Schwadron rückte aus und eilte im Galopp herbei. Von schwedischer Seite kam ebenfalls eine Eskadron zu Hilfe. Die Schweden, welche wiederum diesseits der Peene waren, wurden geworfen, jenseits der Brücke attackierte man gegenseitig, doch die Schweden kamen auseinander und jagten in wilder Flucht zurück bis fast nach Gutzkow.

Das hier liegende schwedische Dragoner-Regiment war inzwischen alarmiert, rückte aus und warf sich auf die Preußen, die nun ihrerseits wieder in wilder Flucht umwendeten.

Während dieser Bewegung fielen eine Menge Einzelgefechte vor, bei denen mancher tapfere Reiter ins Gras beißen musste. Die Schweden folgten den Preußen wieder über die Brücke, doch nur die aufgelösten Husaren, das Dragoner-Regiment stellten sich jenseits auf.

Unterdessen war aber auch Belling mit einem ganzen Bataillon Husaren auf dem Platz angelangt, das er schnell zwischen die verfolgenden Schweden und die Brücke schob; jene waren daher abgeschnitten.

XVIII. Der Gefangene

Die Schweden hatten sich verleiten lassen. Sie waren im Grunde genommen so tapfere Soldaten wie ihre Gegner und begierig, die so oft erlittenen Schläge wettzumachen, weshalb sie die Regeln der Klugheit

außer Acht ließen.

Doch auch in der misslichen Lage, in welche sie geraten, dachten sie noch nicht daran, sich zu ergeben. Vielmehr versuchten sie sich durchzuschlagen, und mehreren gelang es auch wirklich, durch den Fluss zu entkommen.

Ob absichtlich oder zufällig ist nicht leicht zu sagen, doch Lorenz wurde bei dieser Gelegenheit der Gegner des Kornett Blücher, der sich bei diesem Strauß wacker umhertummelte.

»He, Herr!«, rief der alte Spitzbube, »ich hoffe mir an Ihnen noch ein weiteres Lösegeld zu verdienen!«

»Ah, du bist es!«, rief der Kornett zurück, »nun, mein Wort will ich lösen, aber ich dachte, wenn ich es jetzt mit dem Säbel tue, sind wir quitt.«

»Der Henker auch, Herr!«, meinte Lorenz, »das geht nicht. Geben Sie mir nur den Sarras und sich selbst in meine Gewalt. Sie haben Freunde bei uns.«

»Freunde so; das wusste ich kaum!«

»Doch unseren Chef, den Oberstleutnant von der Grieben und den Leutnant von Wardow.«

»Ei sieh!«, rief Blücher, »sind sie drüber? Es freut mich, du kannst sie grüßen, wenn du aus meinen Fingern kommst!«

»Danke, Herr von Blücher; Letzteres hoffe ich sicher.«

Die Gegner hatten sich während dieses Gespräches in einer Volte bewegt und sich scharf im Auge behalten. Keiner schien das Gefecht eröffnen zu wollen. Während der letzten Worte des Husaren jedoch hatte

Blücher ausgeholt. Da Lorenz glaubte, er werde zuschlagen, so tat er dies ebenfalls. Der flinke Kornett wich aus und erwiderte den Hieb, der jedoch pariert wurde.

»Also soll der Säbel entscheiden?«, fragte Lorenz.

»Er soll!«, erwiderte Blücher.

»Nun denn ehrlich Reiterspiel!«, sagte der Husar, »keinen Schuss!«

»Keinen Schuss!«, wiederholte Blücher, »ich habe außerdem kein Pistol!«

Lorenz war ein alter Reiter, geübt in allen Künsten des Einzelgefechts zu Pferde und der junge Blücher fühlte bald genug, dass ihm tüchtig eingehetzt wurde.

Er erwehrte sich des Gegners, so gut es eben gehen wollte, ärgerte sich aber nicht wenig, als er bemerkte, dass ihn derselbe schonte.

»Du wirst dir bösen Dank verdienen, Mann!«, rief er ärgerlich, »ich werde dich nicht schonen.«

»Ich schone Sie nicht, Herr?«, meinte lachend der andere, »sondern meine Uniform, die Sie noch auf dem Leib haben. Ich liebe das Kanariengelb, he - das war wenigstens ein Jagdhieb!«

»Donnerwetter!«, rief Blücher, als sein Kalzac zu Boden fiel. Sein Pferd scheute dabei etwas. Diesen Umstand nahm Lorenz wahr, gab dem seinen die Sporen, war im nächsten Moment neben dem jungen Mann, riss ihm den Säbel aus der Hand und ihn selbst vom Pferd, das er dessen ungeachtet festhielt.

»Sagen Sie Pardon, Herr!«, rief der Husar.

»Verflucht, ich muss wohl!«, antwortete Blücher,

»lass mich los, ich bin dein Gefangener.«

»Das ist ein verständig Wort«, sagte der Preuße,
»und dafür will ich mich auch billig finden lassen,
wenn Sie Pferd und Waffen zurückkaufen wollen.«

»Wen haben wir denn hier?«, rief ein Offizier, der an
der Spitze mehrerer anderen heransprengte.

„Unseren Vogel von der Nacht!“, rief der Husar,
„ich habe ihn doch gefangen!“

»Blücher!«, rief ein anderer Offizier, »er ist es wirk-
lich!«

Der Kampf war beendet, die heransprengenden wa-
ren der Oberstleutnant von der Grieben mit den Offi-
zieren seiner Eskadron. Derjenige, welcher die letzten
Worte sprach, war Wardow.

»Ja, zum Henker, ich bin es!«, rief Blücher ärgerlich,
»aber du hast mir einen schlechten Dienst erwiesen,
Wardow!«

»Vielleicht das Gegenteil«, antwortete derselbe.

»Fürchten Sie nichts, junger Mann«, sagte Grieben,
»ich habe Sie nicht vergessen und werde verbürgen,
wenn es sein muss, damit Sie bald auf freien Füßen
sind!«

»Danke!«, antwortete Blücher kurz.

»Der Oberst kommt«, rief eine Stimme. Und von ei-
nem Trompeter begleitet, kam der alte Belling auf sei-
nem kreideweissen Schimmel herangesprengt.

Grieben macht ihm die nötige Meldung.

Belling hatte bereits erfahren, wodurch das eigent-
lich ganz zwecklose Engagement entstanden war,
und lachte nun, als er erfuhr, wer der Gefangene war,

den er dabei scharf betrachtete.

»Sieht Er, junger Hahn!«, meinte der Oberst, »es ist am sichersten im eigenen Land!«

»Dem Grundsatz scheinen Euer Gnaden nicht untreu geworden zu sein«, antwortete Blücher dreist, »denn jenseits der Brücke hat niemand diesen schönen Schimmel gesehen!«

»Sieh, sieh!«, konstatierte Belling und lachte dabei, »Ihm ist der Kamm noch geschwollen. Er kräht nicht schlecht!«

»Junge Hähne üben sich gerne!«

»Ist Er denn auch mit dem Säbel so flink wie mit der Zunge? Es scheint fast nicht so, denn sonst säße Er wohl noch im Sattel!«

Blücher errötete.

»Herr Oberst!«, rief Lorenz, »das würde auch so sein, wenn er einen anderen Gegner als mich gehabt hätte!«

Der Husar klopfte Blücher, dessen Säbel er noch in der Linken hatte, mit der Rechten auf die Schulter.

»Ach, du hast ihn gegriffen!«, sagte der Oberst, »nun, da ists kein Wunder; nichts für ungut, junger Herr, aber Er ist seinem Namen nach ein deutscher Edelmann. Was hat Er bei den Schweden zu suchen?«

»Zufall, Herr Oberst, ich wollte durchaus Husar werden und das Regiment war mir nahe, als ich das nötige Alter erreicht hatte!«

»Wo stammt Seine Familie her?«

»Ich habe mich nie darum gekümmert. Mein Vater stand früher in hessischen Diensten und hat sich spä-

ter in Mecklenburg niedergelassen!«

»So sind Ihm die Husaren wohl Hauptsache bei der Wahl seiner Dienstherrn gewesen!«

»Eigentlich ja!«

»Nun wir sind auch Husaren, und zwar ganz nette. Meint Er nicht, dass es sich bei uns auch leben lassen könne?«

»Es wäre zu überlegen, Herr Oberst.«

»Nun, so überlege Er. Er kann statt der wollenen Achselschnüre gleich silberne haben!«

Der Oberst lächelte ihm nickend zu, gab seinem Schimmel die Sporen und ritt davon. Alles folgte bis auf Wardow, Lorenz und einige andere Husaren, die sich nach und nach angefunden hatten.

Blücher errötete wiederum über das ganze Gesicht. »In Teufels Namen denn«, rief er. »Da habt Ihr mich. Auf solche Weise angeworben, wäre ich ein Narr, meine Fortüne auszuschlagen. Lorenz, da ich nun dein Offizier bin oder doch werde, darf ich dir nichts schuldig bleiben. Da hast du Pferd und alles ...!«

»Halt!«, sagte Wardow, »behalte alles, Freund. Lebrecht, der Lorenz soll anderweit abgefunden werden, komm nur schnell mit zum Hauptquartier, je eher du den zeisiggrünen Dolmann vom Leibe hast, desto besser!«

»Du hast recht, Bruder!«, rief Blücher, sich schnell in den Sattel schwingend.

Die ganze Gesellschaft ritt wie wild und toll davon. Eine Stunde später stand der junge Held in der Uniform eines preußischen Husarenoffiziers von Bellings

Regiment vor dem Oberst, sich zu melden.

Belling sagte ihm nun viel Angenehmes, er hatte den jungen Mann lieb gewonnen und bestimmte, dass er später um seine Person bleiben solle. Als er entlassen wurde, suchte er Wardow auf.

»Jetzt nach Jarmen!«, rief er demselben zu. Bald darauf befanden sich beide auf dem Weg dahin, jedoch von einem Zug Husaren begleitet.

Was die in Jarmen vor Augen machten, als sie den bisherigen schwedischen Fähnrich als preußischen Husarenoffizier wiedersahen?

Besonders der Vater erschrak nicht wenig.

»Sie meinen es gut mit mir, Herr!«, rief ihm Blücher munter entgegen, »doch den Preußen werden Sie hoffentlich nicht fortweisen und verraten!«

»Nein, nein!«, antwortete er, gute Miene zum bösen Spiel machend.

»Und ich denke, Sie werden ihm auch Ihre Tochter Ulrike versprechen, nämlich, wenn er eine Eskadron hat, denn früher kann er keine Frau ernähren.«

Man lachte über diese Werbung ohne Umstände, aber der Jarmer Herr sagte zu und Ulrike wurde herbeigerufen. Eine Art Versprechung fand statt und die Offiziere blieben zu Tisch da.

Lorenz wusste inzwischen seine hundert Taler einzuziehen. Als sein Streich bekannt wurde, gab derselbe neue Veranlassung zur Heiterkeit. Man blieb bis zum späten Abend zusammen.

Auf Blüchers Wunsch und Bellings Rat ging indessen der Edelmann mit seiner Familie ebenfalls nach

Mecklenburg, denn der Krieg drohte für den Winter, wie es auch später geschah, heftiger als zuvor zu werden.

XIX. Die neuen Stadttaffichen

Die ehemalige Hansestadt und schwedische Festung Stralsund hatte von der Not des gegenwärtigen Krieges nicht viel zu leiden.

Im Gegenteil, in ihr entwickelte sich nur der Pomp der schwedischen Armee, die bessere Seite des Feldzugslebens, welche Handel, Wandel und Spekulationsgeist zu heben imstande sind.

Die Armeereserve befand sich hier; der Stab der Flotte, des Höchstkommandierenden und mit ihnen die unzähligen Beamten der Intendantur und des Verpflegungswesens.

Von Stralsund aus wurden die vor dem Feind stehenden Truppen verstärkt; in Stralsund erneuerten die Offiziere ihre mangelhaft gewordenen Ausrüstungen.

Der Krieg war also hier teils ein Vergnügen, teils ein Verdienst für die Gewerbetreibenden und raffinierenden Handelsleute, für Spekulanten und Gauner, Spieler, Betrüger, kurz allem Volk, dem die Art wie, wenn es nur Geld verdient, gleichgültig ist.

Gute und schlechte Anschläge kamen dadurch auf die Bahn und zu den guten gehörte jedenfalls die Idee eines gewissen Struck, für die Zeit des Krieges eine

Leitung zu gründen, um stets Wissbegierige über die Schwankungen des Krieges und der am Ort selbst herrschenden babylonischen Verwirrung in Kenntnis zu setzen.

Der Entrepreneur dieses Unternehmens dachte nicht daran, sich regelmäßige Abnehmer zu verschaffen. Er schrieb sein Blatt, ließ es drucken, nannte es *Die neuen Stadtaffischen* und schickte Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, kurz alle, die sich nur damit befassen mochten, in den Straßen umher, dieselben auszurufen und zum Verkauf anzubieten.

Die Sache brach sich Bahn. Man kaufte das Blatt und kaufte es wieder. Es war zur Gewohnheit, es zu lesen, endlich zum Bedürfnis.

Ehren Struck erlangte nicht die hervorragenden Häupter, welche in der Stadt weilten, bis in die genauesten Details zu beschreiben, und dies hatte er besonders getan, als die Tochter des Vize-Gouverneurs sich mit dem Kapitän Staelswerd vermählte.

Weiter brachte der Publizist die Heldentaten des Kapitäns und seine Beförderungen sowie die edlen Handlungen des Gouverneurs und der Baronin, welche Letztere die Manie hatte, wie auch heute viele vornehme Damen, die Not des armen Volkes zu mildern.

Es konnte daher nicht fehlen, dass man im Haus des Vize-Gouverneurs die Affichen täglich ansah. Es war so wohltuend, sein Lob zu lesen und der Gouverneur gab sogar selbst Stoff zur Füllung der Spalten des Blattes her.

Im Übrigen war Staelswerd, der so wenig den Frei-

schiffer gegriffen, als sonst Bedeutendes geleistet, zum Obersten ernannt, hatte einige Orden bekommen und befehligte ein Geschwader, das bereits im Hafen lag, um in Stralsund zu überwintern.

Noch hatten die beiden Ehegatten nicht gemeinschaftlich gelebt. Nun sollte es sich zeigen, ob es überhaupt für sie möglich sein werde, ob jedes seine Freiheit behalten solle, wie man es früher schon ausgemacht hatte.

Natürlich wurden die Dehors strenge beachtet zwischen ihnen, und wer beide nur oberflächlich beobachtete, konnte leicht zu der Ansicht kommen, dass der Oberst der zärtlichste Gatte und die Frau Baronin die hingebenste Gattin sei.

Es war ungefähr eine Woche nach den zuletzt erzählten Ereignissen, als der Oberst des Morgens seine Gemahlin besuchte. Beide gingen dem Gouverneur ihren Gruß zu bieten. Das Wetter hatte sich um jene Zeit bereits in Frost verändert, und der Gellen war mit Eis bedeckt.

Als das junge Ehepaar eingetreten war, wechselte es mit den Eltern verschiedene nichtssagende Komplimente, die damit endeten, dass die Eltern die Kinder zum Frühstück einluden. Diese Einladung wurde angenommen. Man setzte sich an den Tisch, doch ehe noch derselbe gehörig serviert war, erschallte eine Stentorstimme von der Straße herauf.

»Köpt de Affischen!«, rief dieselbe, »köpt de Affischen!«

»Das ist prächtig!«, rief der Gouverneur, »nichts an-

genehmer, als die Neuigkeiten des Tages mit dem Frühstück einzunehmen, ein prächtiger Kerl, dieser Struck, und ich denke ihn nächstens dem Ordenskapitel namhaft zu tun!«

»Daran würden Sie gut tun, Papa!«, sagte die Frau Oberst, »der Mann hat sich wirklich um die bessere Gesellschaft verdient gemacht!«

»Einen Orden diesem Einfaltspinsel geben!«, meinte Staelswerd verächtlich.

»Warum nicht, mein Herr?«, fragte die junge Frau, »ich glaube mehr Leute zu kennen, die für nichts und wieder nichts mit solchen verdienstlichen Anhängseln geehrt sind!«

Staelswerds Stirn legte sich in Falten und sein Blick drückte mehr aus, als Worte es gekonnt hätten, dass er sich getroffen fühlte. Die junge Frau lächelte sarkastisch.

»Sieh! Sieh!«, meinte der Vater, »aber das müssen Sie gewohnt werden, lieber Sohn, die brave Frau Oberst lässt in dieser Hinsicht selbst nicht unsere wichtige Person ungeschoren!«

»Oh, was Sie betrifft.«

»Still, du Naseweis – doch da sind die neuen Afichen. Lesen Sie uns daraus vor, lieber Oberst!«

Staelswerd war bedeutend durch die Spötterei seiner Gemahlin verstimmt worden und die Begütigung des Vaters derselben vermochte dies nicht sofort zu verscheuchen.

Er nahm indessen das Blatt, dessen Papier kaum größer sein konnte, und las mehrere der darin wirr

durcheinander in Form von kurzen Notizen enthaltenen Aufsätze ab. Es war zum Teil Stadtklatsch. Plötzlich jedoch stutzte er.

»Also schon wieder jemand!«, murmelte er.

»Was gibt es Besonderes?«, fragte der Gouverneur.

Der Oberst las:

Der Kornett von Blücher von Mörner Husaren, welcher im Gefecht bei Jarmen von den Preußen gefangen genommen worden war, ist als Offizier in das Regiment von Belling Husaren zu den Preußen übergegangen. Es scheint, als hätten die bekannten Landesverräter von der Grieben und von Wardow ihn zu dem von ihnen begangenen Verbrechen verleitet. Dafür wird denn auch sein Name neben dem ihren am Galgen vor dem Frankentor prangen!

Die beiden Herren sprachen sich sehr bitter über diesen Fall aus und kamen zu der Überzeugung, dass den deutschen Angehörigen Schwedens in diesem Krieg durchaus nicht zu trauen sei. Sie begannen hier nach eine Abhandlung über mögliche Vorkehrungen, weiteren Verrat und erneuerte Desertionen zu hindern, worin sie jedoch durch die Frauen mit der Bitte an den Obersten, weiterzulesen, unterbrochen wurden.

Staelswerd las und stieß endlich auf folgenden Satz:

Der berüchtigte Freischiffer Jacobson soll die Frechheit gehabt haben, sich am hellen Tage auf offener Straße zu

zeigen. Ein Versuch, ihn zu verhaften, wurde durch einen Schwarm trunkener Seeleute verhindert, die ihn für einen verfolgten Kameraden hielten. Die Exzedenten wurden verhaftet und sollen bestraft werden!

Der Oberst stutzte plötzlich, denn als sein Blick auf seine Gemahlin fiel, entdeckte er, dass dieselbe errötet war!

»Sind Sie unwohl, meine Gnädige?«, fragte er erstaunt.

»Nein!«, antwortete die Dame kurz, wobei sie jedoch noch dunkler erglühte.

»Nun, nach Stralsund wird sich der Bursche nicht wagen!«, meinte der Gouverneur.

»Dem Menschen ist alles zuzutrauen!«, brummte Staelswerd, während er nachdenklich vor sich hindスターzte.

»Nur nicht, dass er sich von seinen Verfolgern fangen lässt!«, sagte die junge Frau schnell.

»Madame!«, fuhr ihr Gatte auf.

»Ruhe, Kinder!«, rief der Gouverneur, »was habt Ihr denn; das ist für den Baron ein empfindlicher Punkt, du übermütiges Kind, doch sie werden den Piraten nächsten Sommer seiner längst verdienten Strafe überliefern!«

»Unter Umständen vielleicht auch noch früher!«, antwortete Staelswerd, seine Frau fixierend.

Doch diese hielt nun seinen Blick vollkommen ruhig aus und lächelte dazu.

»Wissen Sie vielleicht, Herr Gemahl!«, fragte sie, »ob

der Freibeuter schon mit Clara von der Grieben vermählt ist?«

Der Oberst warf das Blatt heftig hin, doch ebenso schnell nahm er es wieder auf, scheinbar plötzlich ruhig geworden. Er las weiter.

Unser Mitbürger Blise ersucht die Herrschaften, welche heute die Eispartie mitmachen, ja präzise zwei Uhr an der Fährbrücke zu sein, um die Rangordnung bei der Abfahrt bestimmen zu können. Das herrliche Wetter verspricht die Partie sehr interessant zu machen.

»Um zwei Uhr schon!«, rief die junge Frau, »mein Gott und es ist schon zwölf – Mama, werden wir denn bis dahin mit unserer Toilette fertig werden?«

»Ich denke doch, mein Kind!«, antwortete diese, »aber die Herren werden uns entschuldigen, wir haben wirklich keine Zeit übrig!«

Man erhob sich, verbeugte sich, und die Damen gingen davon. Staelswerd begleitete sie und sagte an der Tür zu seiner jungen Gemahlin: »Darf ich heute Ihr Kavalier sein, meine Gnädige?«

»Ich danke!«, sagte die junge Dame kalt, »ich werde mich der Schlittschuhe bedienen, der Damenklub will für sich bleiben!«

Der Baron biss sich auf die Lippen und kehrte zum Gouverneur zurück.

»Exzellenz«, sagte er mit Bitterkeit, »ich komme mir meiner Frau gegenüber fast vor wie ... nun ich kann die rechte Bezeichnung nicht aussprechen!«

»Still, Lieber!«, lispelte der Schwiegerpapa wichtig
»unsere Damen müssen ihren Willen haben. Es ist das
Vorrecht der höheren Aristokratie und nimmt ja auch
uns die Fesseln ab!«

»Ja, es ist wahr!«, murmelte Staelswerd und fügte
für sich hinzu: »Fesseln werde ich zur rechten Zeit be-
reithalten!«

XX. Die Eispartie

Als die Baronin sich von ihrer Mutter getrennt und in
ihrem Zimmer angelangt war, ging sie in demselben
heftig erregt mehrmals hin und her.

»Da hätte ich mich fast verraten«, murmelte sie da-
bei, »wie war das möglich, ich muss durchaus mehr
auf mich achten.«

Nach diesen Worten schritt sie an den Schreibsekretär, entnahm demselben ein Paket Papier, dessen For-
mat, grobe Beschaffenheit und schlechten Druck sie
ebenfalls als eine Anzahl Exemplare der neuen Stadt-
affichen erkennen ließen.

Dass eine Dame, wie die Frau des jetzigen Obristen
Staelswerd, Papiere dieser Art so sorgfältig bewahrte,
musste seinen guten Grund haben und hatte ihn auch.

»In jedem dieser Zeitungsblätter befanden sich näm-
lich Artikel, deren Zeilen dick mit Rötel unterstrichen
waren. Die Baronin begann nun, die so bezeichneten
Stellen, eine nach der anderen, zu lesen. Die Erste lau-
tete:

Es scheint sich doch zu bewähren, dass der berüchtigte Freibeuter Jacobson noch ein Mann in den besten Jahren ist. Man will denselben nämlich einige Wochen, nachdem er mit unerhörter Frechheit ein königliches Schiff angegriffen und schwer beschädigt hat, in Lübeck gesehen haben. Wie es heißt, soll er dort den Landesverräter Grieben und seine Familie sowie den Deserteur Wardow gelandet haben.

In einem zweiten Artikel hieß es:

Es muss traurig um eine Macht stehen, wenn dieselbe mangelnde Kriegsbedürfnisse durch Bündnisse mit Verbrechern zu ersetzen sucht, wie dies seitens Preußens geschehen ist, das den Piraten Jacobson förmlich in seine Dienste genommen haben muss. Es scheint demselben auch gelungen zu sein, eine Anzahl bewaffneter Schiffe auszurüsten, mit denen er unter preußischer Flagge auf der Höhe von Mönchgut erschien, wo es zwischen ihm und der königlichen Flotte zum Treffen kam. Böswillige behaupten, dass die fünf Schiffe des Piraten über zehn königliche Schiffe den Sieg davongetragen hätten. Diese verleumderischen Gerüchte widerlegt jedoch der Rapport des Admirals Graf Horn vollständig.

Ein dritter Aufsatz sagte:

Das Geschwader des speziell zur Verfolgung des Seeräubers Jacobson abgesendeten Baron Staelswerd traf mit den Schiffen desselben auf der Höhe von Bornholm zu-

sammen. Der Baron Staelswerd, so gröblich durch den Seeräuber beleidigt, griff ihn mutig an und schlug ihn in die Flucht. Was die Fama von entmasteten Schiffen spricht, ist offenbar Verleumdung.

Ein vierter lautete:

Es ist unwahr, dass der bekannte Flibustier Jacobson eine schwedische Fregatte in den Grund gebohrt hat.

Ein fünfter:

Die Landung des Piraten Jacobson unfern von Wyk bestätigt sich. Ebenso die Zerstörung der Magazine bei El-dena durch eine Feuersbrunst. Ob dieselbe mit jener Landung in Verbindung steht, ist jedoch ungewiss.

In dem letzten hieß es:

Bei dem herannahenden Winter scheint es dem Seeräubergezücht auf der hohen See unbehaglich zu werden, denn der bekannte Jacobson versuchte mit seinen Schiffen in den Hafen von Kolberg zu gelangen. Es gelang dies doch nur einem derselben, während die anderen zur Flucht auf die hohe See hinaus gezwungen wurden.

Man sieht, der brave Struck verstand sein Metier bereits ebenso gut wie die heutigen Zeitungsschreiber, aber man las auch damals bereits zwischen den Zeilen. Jedenfalls verstand sich die Baronin darauf, denn

als sie geendet hatte, sagte sie: »Welche mühsamen Wendungen, um die Tapferkeit eines kühnen Mannes zu verdecken und die offensichtliche Unfähigkeit seiner Gegner zu bemänteln. Es ist wahrhaft lächerlich, dass die ganze schwedische Marine nicht imstande ist, die geringen Kräfte eines von ihr dem Anschein nach verachteten und arg verleumdeten Mannes zu überwältigen. Ich wundere mich durchaus nicht über Fräulein Clara von der Griebe, im Gegenteil, sie ist einer so interessanten Eroberung wegen zu beneiden, und ich will versuchen, ihr dieselbe streitig zu machen. Ich werde ihn also heute sehen und selbst urteilen können. Eine solche Zusammenkunft verpflichtet mich zu nichts und ich bin begierig, zu hören, wie man über meine Kühnheit urteilen wird. Erscheint der Freischiffer wirklich bei der Partie, so dürfte dies seinen Ruf um Bedeutendes heben, und welch Gesicht mein Herr Gemahl machen wird – bah mein Gemahl!«

Die Baronin, welche mit diesen Worten ihren Monolog beendete, machte zugleich eine wegwerfende Bewegung und begann, als habe sie nun nichts weiter zu tun, sich mit ihrer Toilette zu beschäftigen. Zur Unterstützung bei derselben rief sie eine Zofe herbei, und etwas vor zwei Uhr begab sie sich, in reichem Kostüm, eine herrliche Erscheinung bildend, in den Salon, wo ihre Eltern und ihr Gemahl bereits warteten. Ihr Vater schien entzückt von ihrem Aussehen und auch der Obrist sagte ihr einige Liebenswürdigkeiten. Hier-nach begaben sich alle vier auf die Straße hinab, wo bereits der Wagen ihrer wartete, da noch nicht Schnee

genug lag, um einen Schlitten zu benutzen, und bestiegen denselben. Man fuhr ab.

Es war, wie auch der Herr Affichenschreiber schon bemerkt, ein ausgezeichnet schöner Tag. An dem klarren durchsichtigen Himmel hing kein Wölkchen. Die Luft war zwar scharf, aber ohne jede Spur einer Bewegung und das vollkommen ebene Eis des Gellens hatte jene schwarzgrüne, glänzende Farbe, welche es wie Achat schimmern macht. Auf demselben hatten sich neben der Fährbrücke bereits die meisten derjenigen, welche die Partie mitzumachen beabsichtigten, zusammengefunden. Sie gehörten durchweg der besten Gesellschaft an, und wohl selten sah man eine größere Mannigfaltigkeit der Uniformen an einem Ort als gegenwärtig hier.

Die Art und Weise, wie die Partie ausgeführt wurde, war verschieden. Die Bequemerden der Herrschaften setzten sich in Schlitten, welche von scharf beschlagenen Pferden gezogen wurden. Andere bedienten sich ebenfalls der Schlitten, jedoch kleinerer, welche dadurch fortbewegt wurden, dass ein auf ihrem hinteren Teil stehender Mann dieselben mit einer Pike fortstößt. Die Mehrzahl der jüngeren Herrschaften jedoch bedienten sich der Schlittschuhe, um auf der glatten Fläche fortzukommen.

Alle diese Mittel zur Fortbewegung können sich zwar nicht mit der heute an der Tagesordnung befindenden Dampfkraft messen. Doch ließen sie sich sämtlich bis zur Windesschnelle steigern. Besonders die durch Piken fortbewegten Schlitten können bei

gutem Eis, gehöriger Führung und günstigem Wind die Schnelle des Vogelfluges entwickeln.

Herr Bliese, der Aufseher der Seebäder der Stadt und der Entrepreneur dieses Vergnügens, vervielfältigte sich förmlich bei der Aufstellung der Züge und hatte auf tausend Fragen tausend Antworten, denen er meistens noch als Zugabe hinzufügte, dass man am Palmer Ort, bis wohin die Partie ausgedehnt werden sollte, ein ausgezeichnetes Diner finden würde. Als endlich die Schlitten in verschiedene Reihen aufgestellt waren, deren Spitzen die Hauptstandespersonen bildeten, wurden die Schlittschuhläufer gleichsam als Plänkler um die Kolonne verteilt:

Einen eigentümlichen und jedenfalls interessanten Anblick bot jedoch der Damenschlittschuhklub dar. Die schönen Gestalten in kleidsamen Trachten, die lieblichen Züge, die vielen Federn, bunte Bänder ließen diesen Teil der Partie den Blick am meisten fesseln. Um das Bild vollständig zu machen, hatte sich eine unabsehbare Zuschauermenge eingefunden, in der alle Alters- und Volksklassen vertreten waren.

Der Zug war bereits geordnet und man erwartete das Signal zum Aufbruch, als der Obrist Staelswerd, welcher ebenfalls auf Schlittschuhen war, sich einer Gruppe von Herren näherte, die sich ohne allen Zweifel zu unbehaglich in ihren Kleidern fühlten, als sie fremd in der Gesellschaft sein mussten, denn sie hatten sich, dicht zusammenstehend, von allen Übrigen isoliert und betrachteten jeden sich Nahenden nur mit scheuen Blicken. Ihr moderner Zivilanzug passte kei-

neswegs, obwohl sie durchweg gut gewachsene Leute waren. Das Einzige, womit sie vertraut zu sein schienen, waren die Schlittschuhe, welche sie ebenfalls unter den Beinen hatten.

»Nur nicht blöde«, raunte ihnen der Obrist zu, »haltet euch stets in meiner Nähe und seid meines Winks gewärtig. Um jedoch Aufsehen zu vermeiden, mischt euch unter die Übrigen.«

Der Obrist entfernte sich wieder und die Männer taten zögernd, wie ihnen geheißen. Gleich darauf wurde das Signal zum Aufbruch gegeben.

Die Pferde zogen an, die Pikenmänner begannen ihre Arbeit, die Schlittschuhläufer setzten ihre Beine in Bewegung. Lauter Jubel erscholl und wurde durch ein gewaltiges Hurrageschrei der Zuschauer beantwortet.

Inzwischen hatte sich Staelswerd an die Spitze der Kolonne begeben und ließ dieselbe an sich vorüber passieren. Er musterte, so viel es gehen wollte, jedes Gesicht und jede Figur der Vorübersausenden. Natürlich fand er nicht, was er suchte, und war auch selbst wohl überzeugt, dass dies nicht möglich sei. Er wendete sich schließlich an einen der Männer, mit denen er erst gesprochen hatte, als derselbe in seine Nähe kam.

»Also du meinst«, sagte er, »ihn in jeder Verkleidung zu erkennen.«

»Ich bin meiner Sache gewiss«, antwortete der Mann.

»So merke auf«, sagte der Obrist, gab sich einen

Schwung und glitt mit der Schnelligkeit des Windes davon.

XXI. Unerhört

Aus den Notizen in den Struck'schen neuen Affichen wissen wir so ziemlich, welche Heldenataten Jacobson unter preußischer Flagge im Laufe des Sommers verrichtet hatte.

Andere Kämpfe mit der russischen Flotte sind uns nicht genau aufzuhalten, doch hatte es dergleichen gegeben, und sie waren, wie die meisten, mit schwedischen Schiffen, für den schwarzen Adler siegreich.

Was den letzten Aufsatz betrifft, so war es keineswegs Jacobsons Absicht, mit seinem Geschwader in den Hafen von Kolberg einzulaufen, sondern lediglich diese Stadt und Festung, welche durch die Russen sehr bedrängt wurde, ihre Söhne wiederzugeben.

Zu diesem Zweck hatte Swieten das Kommando des *Merkur* übernommen, das Geschwader griff die schwedischen Wachtschiffe an. Während man sich schlug, segelte van Swieten mit seiner *Kolberger Kinder* in die Mündung der Persante hinein. Als es geschehen war, verließen die übrigen vier Schiffe die Gegend wieder, um einen anderen Schauplatz für ihre Tätigkeit aufzusuchen.

Wie wir später sehen werden, beabsichtigte Jacobson einen bedeutenden Handstreich, der dann auch glücklich ausgeführt wurde.

Die Frau des Obersten Staelswerd war eigentlich keine von den enthusiastischen Frauen. Man wird sich aus früheren Anführungen über sie dies auch leicht erklären können.

Dennoch hatte der Ruf des Freischiffers ihre Aufmerksamkeit erregt und ein geheimer Zug des Herzens ließ sie ihm ein ihr selbst unerklärliches Interesse zuwenden.

Dies musste sich durch die Beziehungen ihres Gemahls zu demselben bald noch mehr steigern und ging endlich in den Wunsch über, den merkwürdigen Mann kennenzulernen.

Übrigens war denn auch mit der Zeit über sein Herkommen so viel bekannt geworden, dass dies hinreichend war, ihn als eine seltene Erscheinung hinzustellen.

Der Wunsch der Baronin wäre indessen sicher ohne Erfüllung geblieben, wenn nicht der Zufall das Vermittleramt übernommen hätte.

Dass ein Mann wie Jacobson seine Späher überall haben musste, wo er feine Tätigkeit entfaltete oder zu entfalten Lust hatte, darf wohl kaum erst gesagt werden.

In dem damals schwedischen Vorpommern ging dies auch bei einer gewissen Lauheit der Verwaltung sehr leicht an. Außerdem waren die Bewohner des Landes seit der Zeit, dass die Schwester Karls XII. zur Regierung gekommen, durchaus nicht enthusiastische Schweden.

Wir haben bereits der Neigung der Baronin gedacht,

den Armen beizustehen. Vielleicht war dies nur eine gewisse Koketterie, nur der Scheine eines gar nicht vorhandenen Wohltätigkeitssinnes, doch führte derselbe die gute Dame zu Zimmern in die Hütten armer Vorstadtbewohner und anderer hilfsbedürftiger Personen.

Bei einem solchen Besuch musste die mildtätige Dame indessen wahrnehmen, dass die von ihr bisher unterstützten Leute sich einer gewissen luxuriösen Verwendung hinsichtlich der von ihnen zuletzt genossenen Nahrungsmittel schuldig gemacht hatten.

Antike wie moderne philanthropische Bestrebungen von Damen scheinen sich stets dadurch ausgezeichnet zu haben, dass diese Samariterinnen es sich zur Hauptsache gemacht haben, ihre Pfleglinge nie aus einem gewissen mäßigen Hunger herauskommen zu lassen, obwohl sie dieselben vor dem Hungertod gerade schützen.

Ein mäßig hungerndes Volk regiert sich am besten, soll einst ein Staatsmann gesagt haben.

Ein mäßig hungernder Mensch mag daher auch wohl am dankbarsten sein, denn erwiesenermaßen wischt sich der Gesättigte den Mund und wird leicht übermüdig.

Die Frau Oberst also machte eine Entdeckung, die sie empörte, denn sie war in dieser Hinsicht sehr streng.

Eine wohltätige Dame kann bei ihren Schützlingen immerhin etwas wagen, und deshalb sprach die Baronin zuvörderst ihre Unzufriedenheit auf ziemlich ple-

bejische Weise aus. Das geschah indessen wohl, weil sie eben zum Volk sprach, das die feine Ausdrucksweise der Aristokratie doch nicht verstanden hätte.

Sie ließ es indessen auch dabei noch nicht bewenden, sondern begann eine Haussuchung zu halten, bei der das Gerippe eines kapitolinischen Vogels, in der Naturgeschichte Hausgans genannt, zutage kam.

Es gibt ein Bild, auf dem die Szene dargestellt ist, wie ein katholischer Geistlicher eine Familie beim Fleischvertilgen in der Fastenzeit überraschte.

Eine ähnliche Szene folgte nun auch in der Wohnung des verarmten Fischers auf der Frankenvorstadt und die Frau Oberst Staelswerd war gleichsam die *Directrice de Spectacle*, bis eine andere Person ihr dies Amt streitig machte.

Dieselbe erhob sich nämlich aus einem Haufen von Lumpen und Kleidern, als die Ermahnungen der wohltätigen Dame zu arg wurden, die jeden Satz mit demselben Wort schloss, mit dem sie den nächsten wieder begann. Dieses Wort lautete: »Unerhört!«

Jene Person aber stellte sich dar als ein teurer, russischer Bursche, von so verwildertem Exterieur, dass er wohl geeignet war, Furcht einzuflößen, als er rief: »Gott verdamm mich, es ist unerhört. Wer seid Ihr, Frau, und was wollt Ihr von meinem Gänsegerippe, das ich meinen Wirtsleuten zum Abnagen überlassen habe!«

Die Dame erschrak nicht wenig, doch sie fasste sich schnell. Dieser Bursche, der Ursache hatte, sich zu verbergen, der sich bei Leuten einlogierte, die sonst

keine Herbergen haben, der trotz seines desolaten Äußeren einen prachtvollen Ring auf seinem schmutzigen Finger und eine goldene Kette in einem Knopfloch trug, welche das Vorhandensein einer Uhr verriet, war sicher ein gefährlicher Mensch, daran durfte sie nicht zweifeln.

Doch eine schnelle Ideenverbindung verriet ihr nebenbei, dass sie es mit keinem gewöhnlichen Verbrecher zu tun hatte. So weit gekommen, erholte sich die Frau Oberst mit einem Seufzer und dachte an eine Antwort.

»Oh!«, sagte sie langsam, »das ist etwas anderes. Auf diese Weise sind wir gewissermaßen Genossen. Doch was macht Euer Chef, der Kapitän Jacobson?«

»Donnerwetter!«, rief der Mann, indem er erschreckt zurückfuhr. Im nächsten Moment jedoch fuhr seine rechte Hand mit einer verdächtigen Bewegung unter die Klappe seiner Jacke.

»Lasst die Waffe ruhen!«, sagte die Dame beherzt. »Wo befindet sich der Kapitän jetzt!«

»So fragt man Leute aus!«, brummte der Mann verdrießlich, »doch ich kann auch nicht sagen, wenn ich auch wollte, denn ich weiß nur, wo ich mich befinden soll, damit ich wieder zu ihm komme!«

»Nun gut!«, sagte die Frau, »ich habe einen Auftrag für Euch, den Ihr dem Kapitän ausrichten sollt. Kommt deshalb in einer Stunde zu dem Portier des Gouvernementshauses. Ihr werdet dort ein Schreiben und Euren Lohn empfangen, oder noch besser – Frau, Ihr könnt beides von mir selbst abholen, damit dieser

gute Mann nicht in Gefahr kommt. Gott befohlen.«

Frau Oberst von Staelswerd ging und ihr Auditorium blieb mit aufgesperrten Mäulern zurück. Doch nach einer kurzen Beratung folgte ihr die Frau und brachte, wie die Dame gesagt hatte, ein an den Freischiffer adressiertes Schreiben sowie eine Summe Geld als Botenlohn für den Überbringer zurück.

Diese Letztere teilte derselbe großmütig mit seinen Wirtsleuten, welchen auf diese Art zuerst eine wirkliche Wohltat durch die Dame zufloss.

Das Schreiben dagegen wendete und drehte er hundertmal zwischen seinen knochigen Fingern umher, steckte es fort und holte es wieder hervor.

»Unerhört!«, murmelte er endlich, »der Kerl hat den Teufel im Leib, das ist nun schon klar. Ich glaube, er briefwechselt auch mit dem König von Schweden, während er Krieg mit ihm führt. Doch am Ende ist das gut, wenn es und für uns vorteilhaft bleibt; vielleicht fällt auch noch von ihm etwas ab, wenn ich das Dings übergebe!«

XXII. Eine Invitation

Jacobson hatte, als er die hohe See bei Kolberg gewonnen hatte, seine vier Schiffe sich trennen lassen, um einzelne gewisse Schlupfwinkel der Pommerschen Küste zu erreichen.

Als dies geschehen war, entsendete er einen Boten zu dem Obersten von Belling mit einem Vorschlag,

der diesem im Grunde genommen etwas gewagt schien, obwohl er nicht eben leicht von einem Wagnis zurücktrat.

Belling beriet dasselbe indessen mit seinen Stabsoffizieren, wobei der Oberstleutnant von der Grieben dadurch den Ausschlag gab, dass er den Freischiffer als einen zwar überaus kühnen, doch auch zugleich besonnenen und glücklich kalkulierenden Menschen schilderte.

Der Mann, welcher mit der Baronin so unerwartet zusammentraf, war der Bote des Kapitäns, und Belling hatte ihn mit der Antwort zurückgesendet, dass er auf den Vorschlag Jacobsons eingehe.

Inzwischen war leichter Frost eingetreten und die schwedischen Schiffe eilten, die Häfen aufzusuchen, um nicht von denselben ausgeschlossen zu werden.

Dies war dem Projekt des Freischiffers günstig und machte möglich, dass er sich ruhig mit seinen Schiffen nach Swinemünde begeben konnte, um von hier aus, solange das Wasser es noch erlaube, kleinere Unternehmungen in Booten zu machen, die bis zu dem offenen Wasser über das Eis getragen wurden.

Der Bote Jacobsons musste zugleich das Geschäft des Spions übernehmen und war zu diesem Zweck in Stralsund anwesend, welches er jedoch noch an dem Tage verließ, als er den Auftrag der Frau von Staelswedd erhalten hatte.

Er traf seinen Kapitän in der Peenemünder Schanze und richtete neben anderen Bestellungen den Auftrag der Baronin aus. Der Kapitän las den Brief und steckte

ihn einstweilen lächelnd ein, um zuvörderst einige Anordnungen zu treffen, dann begab er sich in seine Wohnung an Land, sandte einen Kurier an König Friedrich ab, um diesen mit dem Anschlag, dessen Ausführung Belling zu unterstützen versprochen hatte, zu unterrichten und nahm dann wiederum das Schreiben hervor.

Dasselbe lautete:

Mein Herr!

Ihr Ruf, der Sie nur ehren kann, hat mich aufmerksam auf Ihre Person gemacht, und die Beziehungen, in denen Sie zu meinem jetzigen Gemahl standen, macht Sie interessant genug in meinen Augen, Sie kennenzulernen. Weshalb? Das ist eine Frage, die sich bei diesem von mir ausgesprochenen Wunsch Ihnen aufdringen muss, und meine Antwort darauf lautet: Es ist vielleicht Laune, die Caprice eines mit nichts Interessanterem beschäftigten Frauenzimmers. Doch wenn Sie der Mann sind, als welchen Ihre Handlungen Sie bezeichnen, und ich Sie mir vorstelle, so werden Sie gewiss so galant sein, dieser Laune einer Dame ein Affair zu bringen, da dasselbe auch für Sie nicht ohne gewissen Reiz sein dürfte. Die Noblesse der Stadt wird am Freitag eine Eispartie bis zum Palmer Ort machen. Ich denke, Sie werden sich bei dieser Gelegenheit mir nähern können. Vier Federn auf meinem Hut, die schwedischen und preußischen Farben darstellend, mögen Ihnen als Kennzeichen dienen. Ihrer Kühnheit darf ich wohl zumuten, dass Sie sich rücksichtslos unter die ganze Sippschaft Ihrer Gegner mi-

schen, die Sie zu verachten alle Ursache haben.

Der Brief war mit dem vollen Namen der Schreiberin unterzeichnet.

Jacobson ließ die Hand, welche denselben hielt, sinken, als er den Brief gelesen hatte, und begann nachzudenken.

»Soll das eine Falle sein?«, fragte er sich dabei und antwortete sofort. »Nein, dann würde nicht die Frau Staelswerds schreiben. Die Frau desselben! Nur einen Fleck auf die Ehre dieses Menschen zu werfen, dürfte mir wohl anstehen. Ich werde der Einladung nachkommen!«

Am Morgen des Tages, der zu der Eispartie bestimmt war, verließ Jacobson ganz allein und auf Schlittschuhen seinen Aufenthalt, um in den bereits mit Eis belegten Greifswalder Bodden zu laufen.

Ein paar Stunden genügten dazu, und er kam zeitig genug an das Ziel, um dort einige Stunden zu ruhen und sich vollständig so auszustaffieren, dass er nicht so leicht zu erkennen war. Jacobson hatte die Uniform eines schwedischen Artillerieoffiziers gewählt, weil diese es ihm möglich machte, durch ihren hohen Kragen die Wurstlocken der Haartour und der breitrandige Hut sein Gesicht fast gänzlich zu verbergen.

Die Gesellschaft kam näher und erreichte das Ziel ihres Ausfluges zwischen drei und vier Uhr, einer Tagesszeit, zu der es im Herbst schon bedeutend zu dunkeln beginnt.

Das Gewirr um das damals hier stehende Fähr- und

Gasthaus war so bedeutend, dass es einem ganz Fremden leicht werden musste, sich in dasselbe zu mischen, was denn auch Jacobson, der sich ein Zimmer genommen hatte, sofort tat, das Erkennungszeichen zu entdecken.

Es hielt nicht schwer, die Dame mit den vier Federn in schwarz, weiß, blau und gelb herauszufinden. Jacobson prüfte zuvörderst die Umgebung derselben, in der er jedoch nichts Verdächtiges bemerkte.

Wohl aber entdeckte er, dass auch Staelswerd mit wahren Luchsaugen alle Bewegungen der Dame beobachtete und namentlich alle Personen, die sich derselben näherten, aufmerksam prüfte.

»Also so weit schon!«, murmelte der Kapitän, »ich muss vorsichtig sein, wenn dies dennoch eine plumpe List wäre, mich zu ergreifen. Offenbar sind die Burschen dort in der Umgebung des Oberst so etwas wie seine Adjutanten oder Handlanger. Herr Oberst, wenn Sie pfiffig sind, bin ich schlau!«

Der Kapitän drängte sich mit in das Haus hinein, versuchte aber an der Tür zu bleiben, bis die Damen, in deren Kreis die Baronin noch immer weilte, ebenfalls das Haus betraten.

Jacobson hatte richtig vermutet, dass hier ein Moment eintreten müsse, in dem der Oberst seine Gemahlin aus den Augen verlieren müsse und in denen er einige Worte an die Dame richten könne.

Als dieselbe an ihm vorüberschritt, flüsterte er: »Das Zimmer Nr. 1 eine Treppe!«

»Ah ...«, machte die Baronin, fügte aber sofort hin-

zu: »In einer Sekunde!«

An Zimmern war in dem für eine so zahlreiche Gesellschaft viel zu kleinen Haus bedeutende Not; nur die bevorzugten Damen konnten, und zwar auch nur immer mehrere zusammen, besondere Zimmer zur Veränderung der Toilette erlangen.

Jacobson hielt sich nun nicht weiter an der Haustür auf, sondern eilte, das von ihm mit Beschlag belegte Zimmer zu erreichen, das gleich darauf auch die Baronin betrat. »Kapitän Jacobson?«, fragte dieselbe kurz.

»Ihr gehorsamer Diener, gnädige Frau!«, sagte der Kapitän, seine Flachstour abnehmend.

Die Frau betrachtete ihn aufmerksam. »Sie werden meinen Wunsch sonderbar finden!«, fuhr dieselbe fort.

»Nicht im Geringsten!«, antwortete der Kapitän, »ich begreife sogar recht gut, dass die Gemahlin des Oberst Staelswerd seinen ärgsten Gegner kennenzulernen wünscht.«

»Keine derartigen Schlüsse, mein Herr, ich wollte hauptsächlich sehen, ob eine Dame, wie Fräulein Clara von der Grieben, einen guten Geschmack gezeigt.«

»Nun, wie urteilen Sie darüber, meine Dame?«

»Sie sind nicht hübsch, doch interessant, und Ihr Ruf gibt Ihnen einen Nimbus!«

»Ich danke für dies Kompliment.«

»Es soll keins sein, aber dachten Sie bei meiner Einladung nicht an Verrat?«

»Nicht von Ihrer Seite; doch an Zufälligkeiten. Es

sind zweihundert gut bewaffnete flinke Schlittschuhläufer in der Nähe. Bin ich beim Aufbruch der Gesellschaft nicht bei ihnen eingetroffen, wird diese Stralsund nicht wieder erreichen, sondern ihre Mitglieder samt und sonders Gefangene des Königs von Preußen sein!«

»Ich wünsche dies nicht!«

»Ich beabsichtigte es sonst auch nicht, doch Ihr Gemahl beobachtete sie scharf. Ich glaube, er ahnt etwas!«

»Das glaube ich selbst!«

»Es dürfte deshalb gut sein, unsere Zusammenkunft abzukürzen.«

»Ja – werden Sie Clara von der Grieben zu Ihrer Gemahlin wählen?«

»Ich glaube wohl – wenn die Eltern sonst mir diese Verbindung gestatten wollen!«

»So darf ich wohl nur um Ihre Freundschaft bitten?«

»Ich habe nur diese zu gewähren!«

»Ich bitte darum und hoffe, Ihnen nützlich sein zu können.«

»Sie sind sehr gütig!«

»Ich darf dies Zimmer nach Ihrer Entfernung behalten!«

»Es ist für Sie bestimmt!«

»Sehr aufmerksam, mein Herr. Wann sehen wir uns wieder?«

»Wann und wo Sie wollen!«

»Also in Stralsund?«

»Ich werde mich einstellen. Sie wünschen vielleicht

von dem Oberst befreit zu sein?«

»Eigentlich nicht – ich ertrage ihn wie ein notwendiges Übel.«

»So darf ich mich empfehlen?«

»Nehmen Sie dies als Andenken an unsere Bekanntschaft!«

Die Baronin löste ein Medaillon von ihrer Brust, welches ihr Portrait enthielt. Der Kapitän nahm es, küsste ihre Hand und entfernte sich.

Inzwischen hatte sich der Oberst so wie seine Gehilfen vergeblich nach der ihnen aus den Augen gekommenen Dame umgesehen.

Im Saal war sie nicht zu finden, in der Umgebung des Hauses ebenfalls nicht, und der Oberst, sich ganz richtig für überlistet haltend, wurde wütend.

Es war während dieser Zeit noch finsterer als bisher geworden. Jacobson trat unbemerkt aus dem Haus, ging an das Ufer, holte seine verborgenen Schlittschuhe hervor und befestigte sie an seinen Füßen.

Als er sich aufrichtete, erregte wahrscheinlich der Umstand, dass er sich derselben bediente, den Verdacht eines der Leute des Oberst, welcher sich beeilte, diesen von seinen Vermutungen in Kenntnis zu setzen.

Der Oberst eilte herbei und sah, wie die verdächtige Person davonlief. »Feuer!«, rief er seinen Leuten zu. Zwei Schüsse fielen. Die Person Jacobsons verschwand in den Schatten der Dunkelheit.

Dagegen alarmierten die Schüsse die Gesellschaft. Alles stürzte heraus.

»Meine Herrschaften«, rief der Oberst, »der Freibeuter Jacobson ist unter uns gewesen. Die Schlittschuhe unter, vielleicht gelingt es uns, ihn zu ergreifen.«

Viele, besonders die Militärpersonen der Gesellschaft, kamen dieser Aufforderung nach und setzten sich in den Stand, einen Wettkampf zu beginnen. Die Baronin sah diesen Anstalten ruhig lächelnd aus dem Fenster zu. *Es wäre nicht übel, wenn die Herren den Piraten in die Hände fielen!*, dachte sie.

Die Verfolgung begann, musste jedoch bald aufgegeben werden, da es sich zeigte, dass das Eis von einer Anzahl verdächtigen Gestalten wimmelte. Man gab die Verfolgung auf.

Als der Oberst später mit seiner Gemahlin zusammentraf, warf er ihr einen scharfen Blick zu und sagte: »Sie waren lange abwesend!«

»So lange, wie mir beliebte!«, antwortete dieselbe, sich wegwendend.

»Gut!«, murmelte der Oberst, »du selbst sollst mir dienen, den Burschen in meine Gewalt zu bekommen – und dann sprechen auch wir ein Wort untereinander.«

Ehe er wieder das Haus und den Saal, wo man sich über die Kühnheit des Freibeuters sprechend zu Tisch setzte, betrat, befahl er seinen Leuten, Wache zu halten. Eintretend teilte er der Gesellschaft mit, dass er für deren Sicherheit gesorgt habe.

XXIII. Ein Racheplan

Die Gesellschaft war spät in der Nacht bei Fackellicht nach Stralsund zurückgekehrt. In dem Haus des Gouverneurs angelangt, zog sich Staelswerd sofort aus dem Familienkreis zurück, doch nicht um sich zur Ruhe zu begeben, sondern sich umzukleiden.

Als dies geschehen war, eilte er durch das Frankentor zur Stadt hinaus und über das Eis, wo die Schiffe seiner Abteilung lagen. Er weckte auch einen derselben, einen Offizier, und ließ durch diesen eine Anzahl Leute wecken, die ihn sofort auf demselben Weg zurück in die Stadt begleiten mussten.

Der Weg dieses Trupps führte in das Arsenal, wo Staelswerd den Befehl erteilte, die Leute desselben, einige Zwanzig an der Zahl, mit Kleidern zu versehen, wie sie gewöhnlich die Seeleute der Handelsschiffe trugen.

Dann eilte er fort zu verschiedenen Fuhrleuten in der Stadt umher, bestellte vier Wagen, welche mit Anbruch des Tages und sobald die Tore geöffnet worden waren, sich vor das Tribseer Tor hinaus begeben sollten.

Nachdem dies besorgt, begab er sich wieder nach Hause, zog dort ebenfalls gewöhnliche Matrosenkleider an, befahl seinem vertrautesten Diener, dasselbe zu tun und begab sich dann wieder zu dem Arsenal zurück, wo inzwischen die Einkleidung der Leute beendet worden war.

Er befahl diesen, ihm zu folgen und führte sie vor

das Tribseer Tor hinaus, wo er durch einen Mann die Bewohner einer Taverne herauspochen ließ.

Der Wirt derselben machte zu dem frühen Besuch große Augen, denn diese Anzahl von Seeleuten, so zeitig erscheinend, schien nicht viel Gutes zu versprechen.

Doch er beruhigte sich, da er sah, dass alle noch vollkommen nüchtern waren, beeilte sich ihnen das verlangte Zimmer anzulegen und die bestellten Getränke zu verschaffen.

Als alle im Zimmer waren, teilte der Oberst die Leute in vier Trupps, ernannte für jeden derselben einen Anführer, erklärte ihnen, dass sie auf Wagen und verschiedenen Wegen über die mecklenburgische Grenze gehen und dort sich an einem gewissen Orte treffen würden, wo ihnen weitere Anweisungen erteilt werden sollten.

Nachdem dies geordnet war, versah er alle mit Geld, hieß sie tüchtig von dem warmen Getränk, welches der Wirt inzwischen gebracht hatte, zuzulangen und befahl endlich, die ankommenden Wagen vorfahren zu lassen.

Es geschah, man fuhr ab, und die Parole hieß *Dossow*.

Dossow ist ein Gut im Mecklenburgischen, südlich von Rostock, ehemals dem Bruder der Frau von der Griebe, einem Herrn von Berg, angehörend.

Frau von der Griebe und ihre Tochter lebten hier still und zurückgezogen, besorgt um ihre entfernten und den Gefahren des Krieges ausgesetzten Angehö-

rigen und jeder Nachricht von denselben mit Spannung entgegensehend.

Nachrichten kamen indessen eigentlich nur von dem Oberstleutnant und dem Verlobten Sophies, denn Jacobson hatte Clara erklärt, dass er sich bis zum Ende des Krieges jeder Annäherung enthalten werde.

Man hatte hier jüngst erst den Übertritt Blüchers erfahren und glaubte deshalb umso mehr, dass bei dem Grenzkrieg alles günstig für Preußen stehe.

Da kam eines Tages ein Bote des Kapitäns Jacobson an, der einen Brief überbrachte, in dem mit wenig Worten gemeldet wurde, dass der Kapitän verwundet worden war und nicht selbst schreiben könne. Dass er aber, weil die Preußen im Nachteil ständen und überhaupt wohl der Kriegsschauplatz nach Mecklenburg verlegt werden dürfe, von dem Oberstleutnant den Auftrag erhalten hatte, die Familie desselben weiter in das Preußische zu bringen. Der Bote werde mündlich mehr berichten.

Derselbe wusste Wunderdinge zu erzählen, die den armen geängstigten Frauen noch mehr den Kopf verrückten.

Man zweifelte in keiner Weise an der Richtigkeit der Angaben des Menschen, rüstete sich schnell zur Abreise und bestieg einen der Wagen, um der Grenze zuzufahren.

Die guten Damen wussten nicht so genau Bescheid im Land, um erkennen zu können, dass man statt der preußischen der schwedischen Grenze zufuhr. Da man schnell reiste, so wurde das schwedische Gebiet

erreicht, ohne noch auf mecklenburgischem Grund zu nächtigen. Hier sollten die Frauen zu ihrem nicht geringen Schrecken erfahren, wie schändlich sie betrogen waren.

Man hatte in dem Städtchen Tribsees übernachtet und rüstete sich am Morgen, die Reise fortzusetzen.

Wer beschreibt jedoch das Erstaunen der Damen, als sie den Oberst von Staelswerd eintreten sahen, um sie zur Besteigung des Reisewagens abzuholen.

»Sie hier, mein Herr?«, fragte Clara, die ihre Besonnenheit behalten hatte.

»Meinen untertanigen Gruß zuerst!«, sagte der Baron, »ich habe mir die Freiheit genommen, Sie zu begleiten!«

»Wir danken für diese Begleitung!«, antwortete Clara.

»Dennoch werden Sie sich dieselbe gefallen lassen müssen.«

»Wo sind unsere Leute?«, fragte die Mutter.

»Meine Leute, wollen Sie sagen, gnädige Frau!«

»So sind wir wohl gar Gefangene?«, rief Sophie.

»Etwas dem Ähnliches.«

»Die Schweden führen wohl mit Frauen Krieg, wenn sie die Männer nicht besiegen können!«

»Gewisse Männer sind nicht in die gewöhnlichen Regeln für den Krieg mit eingeschlossen; besonders Landesverräter.«

»Diesen Hohn hätten Sie unter allen Umständen sparen können!«, sagte Clara.

»Ich durchschaue alles, wir sind in Ihrer Gewalt und

müssen folgen, doch dürften Ihre Vorgesetzten kaum billigen, was Sie getan haben.«

»Sorgen Sie dafür nicht, gnädiges Fräulein!«, antwortete der Oberst, »es freut mich, dass Sie sich ruhig fügen; darf ich bitten, meine Damen?«

Den armen Damen blieb nichts übrig, als dieser Aufforderung nachzukommen. Sie folgten dem Obersten, bestiegen den Wagen, und dieser fuhr ab, nun durch die ganze Eskorte begleitet.

Bei dieser Abfahrt hatte man vergessen, an den die Damen von Dossow aus begleitenden Diener zu denken. Als derselbe erkannte, welche Wendung die Sache nahm, war er klug genug, sich versteckt zu halten und erst hervorgekommen, als der Baron die Stadt verlassen hatte.

Einige Zeit war der Mann unschlüssig, was er tun solle, dann jedoch nahm er seine Beine in die Hand und ging über die mecklenburgische Grenze zurück.

Im Mecklenburgischen suchte er sich ein Pferd zu verschaffen und beschloss zu seinem Herrn zu reiten, dessen Standort er ungefähr durch die Gespräche der Damen erfahren hatte.

Der treue Diener eilte an der Grenze entlang, den ganzen Tag bis in die späte Nacht, und befragte später die preußischen Truppen, welche er antraf, nach dem Oberstleutnant.

Er bekam meistens richtige Weisungen und ritt denselben folgend weiter, bis er glücklich die Kantonements der Eskadron seines Herrn erreichte.

Es war am Morgen, als er das Quartier desselben

aufgefunden hatte und dort nach ihm fragte. Zu seinem Schrecken musste er erfahren, dass die Husaren in der Nacht vorher eilig aufgebrochen und fortmarschiert seien.

Alle Fragen wohin, waren vorläufig vergeblich, und da sowohl er als auch sein Tier nötig der Ruhe bedurften, so überließ er sich zunächst dieser.

Am nächsten Tag hörte er die Vermutung aussprechen, dass das Regiment in die Gegend von Anklam gezogen sei. Schnell sattelte er sein Pferd, warf sich hinauf und eilte an der Peene entlang.

Bald erhielt er auch Gewissheit, dass er den Oberstleutnant dort treffen werde.

XXIV. Jacobsons Projekt

Dass bei dem eingetretenen Frost die Feindseligkeiten zur See eingestellt werden mussten, liegt auf der Hand; doch beabsichtigte Jacobson den Schweden noch einen herben Schlag zu versetzen, ehe er seine Leute untätig werben ließ und selbst, wie er beschlossen hatte, zum König ging.

Die Stadt Anklam an der Beene bildete einen Grenzort von Bedeutung, durch sie führte eine Hauptstraße und auf der über die Peene führenden Brücke standen sich von je her schwedische und preußische Posten gegenüber.

Man erzählt sich aus unserem guten deutschen Vaterland eine Mär, nach der ein Handwerksbursche, als

er einen Grenzübergang, der durch eine Brücke gebildet wurde, passieren wollte, von den Wachtposten so lange über die Brücke hin und her geschickt worden sei, bis er aus Verzweiflung in den unter der Brücke fließenden Strom gesprungen war.

Diese Tradition steht nicht vereinzelt da, denn man erzählt sich von der Peenebrücke bei oder vielmehr in Anklam Ähnliches.

Ein beliebiger Mann kommt nämlich von der preußischen Seite, um zu der schwedischen zu gehen. Er ist an dem preußischen Wachtposten vorüber und nimmt auf der Brücke ein Stückchen Tabak heraus, um davon sein Bedürfnis für den Mund zu befriedigen.

Das sieht der schwedische Soldat und weist ihn, weil er Konterbande bei sich führen soll, zurück. Der Mann macht kehrt, doch auch der Preuße will ihn nun nicht passieren lassen, indem er denselben Grund anführt.

Wie das Stück hier zu Ende gespielt wurde, davon sagt die Chronik nichts.

Diesen Grenzposten wollte Jacobson überrumpeln und nehmen, weil man eben von der Seeseite her keinen Angriff mehr erwartete.

Am bestimmten Tag brach denn auch Jacobson mit vierhundert Matrosen, vier Geschützen und einer preußischen Jägerkompanie von der Peenemünder Schanze auf und marschierte auf dem Eis an der Küste entlang.

Mit dem Lauf der Peene kamen Belling und seine

Husaren, welche Abteilungen sich bei Borgisch vereinigten. Von hier aus ging man gegen Anklam vor.

Die Garnison des preußischen Anteils der Stadt war bereits benachrichtigt. Sie eröffnete den Angriff auf die Brückenschanzen, während die Kavallerie links, die Seeleute rechts um die Stadt und über das Eis der Peene gingen, um den Feind bei den Flanken zu nehmen.

Der Angriff gelang vollkommen, die Schweden wurden mit bedeutendem Verlust aus dem ihnen gehörenden Teil der Stadt und aus ihren Verschanzungen vertrieben. Die drei Abteilungen vereinigten sich auf dem Kampfplatz und verfolgten die Schweden bis fast auf den halben Weg von Greifswald.

Während dies die Aufgabe der Husaren und Jäger war, demolierten die Seeleute die Befestigungen und schafften die in den Magazinen befindlichen Vorräte auf die preußische Seite hinüber.

Am Abend versammelten sich die Anführer auf dem Kampfplatz, um sich Glück zu dem gelungenen Streich zu wünschen. Belling entsendete sofort einen Kurier an seinen König und Oberfeldherrn. Man beschloss den errungenen Sieg durch ein Abendessen in Anklam zu feiern.

Es ging, wie man sich denken kann, bei demselben ziemlich munter zu. Im Verlauf desselben wurde jedoch der Oberstleutnant von der Grieben abgerufen und war nicht wenig erstaunt, dass es der bei den Frauen zurückgelassene Diener war, welcher ihn zu sprechen verlangte.

»Wetter, du, Martin!«, rief er, »wo kommst du her?
Ist ein Unglück geschehen?«

»Ich glaube wohl, dass es so ist«, antwortete der Mann, »unsere gnädigen Damen sind auf schändliche Weise verlockt und den Schweden in die Hände gefallen!«

»Gott im Himmel!«, rief der Oberstleutnant erbleichend, »wie ist das möglich, wie ist es zugegangen, sprich!«

Der Mann berichtete, was er wusste, und fügte hinzu, was er vermutete.

Der Bube!«, rief der Major zähneknirschend und eilte in das Zimmer zurück, um hier das ihn betroffene Unheil mitzuteilen.

Wardow und Jacobson sprangen entrüstet auf, Ersterer schwor, diese Schandtat an ihrem Urheber blutig zu rächen. Letzterer legte seine Stirn in der uns bereits bekannten Weise in Falten.

Belling war ebenfalls empört und versprach in jeder Weise, die Befreiung der Frauen zu unterstützen. Er bedauerte nur, den Fall nicht sofort an den König haben mitmelden zu können.

Gleich darauf wurde auch Jacobson abberufen.

Als derselbe hinausgegangen war, fand er einen Mann, der sich erst sorgfältig vergewisserte, dass er wirklich der Freischiffer sei, wonach er ihm ein Schreiben übereichte.

Dasselbe war von der Baronin und lautete: Mein Freund! Mein Herr Gemahl hat für gut befunden, die Familie des Herrn von der Grieben in Mecklenburg

aufzuheben und hierher zu bringen. Ob diese Handlung die Bezeichnung einer völkerrechtwidrigen verdient, weiß ich nicht, ebenso wenig, zu welchem Zweck sie begangen wurde. Doch sind die Damen in engen Gewahrsam gebracht worden, was hier bedeutendes Aufsehen erregt, weil es allgemein heißt, dass sie sich der Teilnahme am Landesverrat schuldig gemacht hätten. Ich glaube wohl, dass man etwas hervorsuchen wird, sie mit einer infamierenden Strafe zu belegen, denn meinem Eheherrn ist, wie ich immer mehr erkenne, vieles möglich, wenn es gilt, seine Rache zu befriedigen. Dass er darauf sinnt, unterliegt umso weniger einem Zweifel, als er heimlich meine Papiere durchsucht hatte, vermutlich nach Briefen von Ihnen. Ich zweifle nicht daran, dass Sie alles aufbieten werden, die Ihnen werten Personen aus ihrer gegenwärtigen unangenehmen Lage sowie der ihnen drohenden Verlegenheit zu retten, und bin gerne bereit, Ihre Bemühungen zu unterstützen. Kommen Sie deshalb in die Stadt, es wird Ihnen möglich sein und versuchen Sie sich mir zu nähern. Übrigens können Sie dem Überbringer dieses Schreibens vertrauen. Ich bin Ihre Freundin.

Der Capitain warf, als er gelesen hatte, einen forschenden Blick auf den Boten.

»Von wem ist der Brief!«, fragte er streng.

»Von Ihro Gnaden, der Frau Oberst Staelswerd!«, antwortete der Mann dreist und ohne Zögern.

»Sagen Sie der Dame, ich werde kommen!«

»Ich werde es ausrichten!«

»Dann finden Sie sich übermorgen Abend zehn Uhr vor dem Frankentor ein, ich werde Sie dort aufsuchen und Ihnen weiteren Bescheid geben!«

»Ich werde dort sein!«

Der Bote entfernte sich und Jacobson kehrte wieder zur Gesellschaft zurück.

»Meine Herrschaften!«, sagte er, »ich muss mich Ihnen empfehlen. Die Befreiung der gefangenen, eigentlich geraubten Damen dürfte am leichtesten und besten durch mich bewerkstelligt werden können. Ich werde eilen, es zu tun.«

»Darf ich Sie nicht begleiten, Kapitän?«, fragte Wardow.

»Für jetzt noch nicht!«, antwortete derselbe, »doch später werde ich vielleicht Ihre Hilfe beanspruchen!« Jacobson entfernte sich und eilte nach Peenemünde.

XXV. Eine Falle

Man wird bereits begriffen haben, dass der Brief, den Jacobson empfangen hatte, nicht von der Baronin war. Dieselbe hatte wohl beabsichtigt, den Kapitän von dem edlen Streich ihres Gemahls zu benachrichtigen. Ihr Schreiben war jedoch dem Obersten der sie teils selbst bewachte, teils bewachen ließ, in die Hände gefallen. Nach Maßgabe des Stile desselben hatte der brave Herr ein anderes Schreiben abgefasst und dies an Jacobson abgeschickt, wobei sich sein Hass gegen denselben womöglich noch steigerte.

Seinen Raub hatte der Oberst wirklich ohne alle Schonung des Gefühle der armen Frauen dadurch gesichert, dass er sie dem Gefängnis für Verbrecher übergeben.

Nur mit Mühe hatten die Damen durch Bitten erlangt, zusammenbleiben zu dürfen. In welchem Zustand sie sich befanden, kann man sich ungefähr denken.

Seit der Oberst das Schreiben abgesendet hatte, war er doppelt wachsam. Sein Herz frohlockte, als ihm seine Abgesandten eine zustimmende Antwort des Kapitäns überbrachten.

Doch grade, weil er so heiter gestimmt war, erriet die Frau, dass er etwas vor habe, was schon halb gelungen sein müsse. Sie versuchte ihn deshalb durch Spott zum Sprechen zu bringen.

Der Baron ärgerte sich, schwieg jedoch und schickte an dem bestimmten Abend seinen Diener ab, um am Ort des Rendezvous zu warten.

Er selbst begab sich einige Zeit später dahin und wartete mit jenem fast bis zum Morgen, doch wer nicht kam, war der Freischiffer Jacobson. Der Diener bekam seine Tracht Schelte und mürrisch betrat der Oberst seine Wohnung, wo er an der fast ausgelassenen Heiterkeit seiner Gemahlin erkannte, dass er überlistet worden war. Dass Jacobson nicht so leicht zu fangen sei, wie er gedacht, hätte der Oberst vorher wissen können.

Jacobson hatte sich von der Seite her nach der das Frankentor lag, der Stadt genähert, doch nur, um die

Leute aufzusuchen, bei denen sein Spion geherbergt hatte.

Von hier schickte er die Frau zu deren Wohltäterin mit der Nachricht, dass er auf ihren Wunsch angekommen sei und ließ sie bitten, ihm einen Ort zu bestimmen, wo er sie sprechen könne.

Die Dame verwunderte sich über diese Meldung nicht wenig, durchschaute aber sofort das Manöver ihres Gemahls und war nicht wenig erfreut, demselben eine Nase drehen zu können.

Sie bestimmte daher den Abend und als Ort den Kirchhof vor dem Kniegertor, wo sie in dem Begräbnisgewölbe der Familie zusammenkommen wollten.

Jacobson lächelte über den Ort, als er den Bescheid erhielt, ging außerhalb der Wälle und der Seen um die Stadt und war bereits lange vor der bestimmten Zeit auf dem Kirchhof.

Die Dame kam sehr spät, weil sie nicht eher fortzugehen wagte, bis ihr Gemahl das Haus verlassen hatte.

Als sich die beiden begegneten, wechselte man nur einen kurzen Gruß, die Baronin ging dabei weiter, der Kapitän folgte. Man betrat das Gewölbe. Die Dame machte Licht an und zog die Fenstergardinen zu.

»Setzen Sie sich, Kapitän«, sagte die Dame.

Jacobson tat es.

»Sie werden sich gewiss über den Ort unseres Zusammentreffens wundern!«, fuhr die Baronin fort, »doch ich will Ihnen nur beweisen, dass ich nicht weniger klug bin als Sie; hier wird man uns sicher nicht

suchen!«

»Gewiss nicht!«, bestätigte jener.

»Ich will Ihnen außerdem beweisen, mein Herr, dass ich ebenfalls Mut habe. Ich gehe hierher nämlich öfter des Nachts, weil an diesem Ort das einzige Wesen ruht, welches mich einst liebte, nämlich eine Schwester!«

Jacobson verbeugte sich. »Ich habe an Ihrem Mut nie gezweifelt, gnädige Frau!«

»Ich danke Ihnen. Zu der Hauptsache nun ich habe allerdings an Sie geschrieben, doch nicht, dass ich Sie hier sehen und sprechen wollte. Mein Brief muss also unterschlagen und der, den Sie erhalten untergeschoben sein!«

»Wirklich.«

»Ich versichere Sie – ohne Ihre Vorsicht wären Sie jetzt vermutlich schon Ihrer Freiheit beraubt!«

»Ich wendete diese Vorsicht an, um etwaige Unvor- sichtigkeiten Ihres Dieners wirkungslos zu machen, doch glaubte ich wirklich, der Brief wäre von Ihnen, gnädige Frau!«

»Sie hören nein! – Sie wissen aber, weshalb ich schrieb?«

»Die Damen der Grieben'schen Familie sind hinterlistiger Weise aufgehoben und hierher geführt worden!«

»Das ist es ja! Und Sie wollen dieselben befreien!«

»Unter allen Umständen.«

»Haben Sie bereits Ihren Plan gemacht!«

»Ich muss dazu wissen, wo sich die Damen befin-

den!«

»Im Gefängnis!«

»Unmöglich!«

»Ich versichere Sie; Sie durften von dem Obersten von Staelswerd nichts anderes erwarten!«

»Mehr als schändlich!«

»Das sage ich auch und leiste Ihnen darum so viel bereitwillige Hilfe!«

»Ich danke, gnädige Frau!«

»Übrigens wird mein Gemahl sicher die Damen freilassen, wenn Sie sich ihm statt dessen überliefern würden!«

»Es wird geschehen, wenn kein anderer Weg übrig bleibt!«

Die Baronin seufzte. »Glauben Sie!«, fragte sie lebhaft, »dass ich in diesem Augenblick an Stelle des Fräulein Clara von der Grieben sein möchte!«

»Ich sehe keinen Grund dazu, gnädige Frau!«

»Sie scheinen in manchen Dingen schwer zu begreifen!«

»Die Bescheidenheit gebietet es mir!«

»Glauben Sie, dass der Baron von Staelswerd mich aus einem Gefängnis zu befreien suchen würde, zumal wenn Ehre und Leben auf dem Spiel ständen!«

Der Kapitän zuckte mit den Schultern.

»Das ist die richtige Antwort!«, erwiderte die Baronin, »doch jetzt genug davon, was gedenken Sie zu tun?«

»Ich muss erst das Terrain kennenlernen! Inwieweit darf ich vielleicht Ihre Hilfe beanspruchen?«

»Soweit Sie wollen!«

»Ich werde das behalten, gnädige Frau, und Ihnen weitere Mitteilungen machen.

Vorläufig meinen Dank; sollte ich jetzt oder später dienen können, so dürfen Sie ganz über mich befehlen.«

»Ich akzeptiere dieses Anerbieten«, sagte die Dame.

Man schied und Jacobson wagte, die Baronin fast bis nach Hause zu begleiten. Dann eilte er zum Gefängnis, dessen Lage genau zu besichtigen, und war, noch lange bevor der Oberst von seinem resultatlos besetzten Lauerposten zurückgekehrt war, wieder außerhalb der Stadt.

Der Baron beschloss nun, seine Gemahlin noch schärfer als bisher zu beobachten. Für gute Bewachung des Gefängnisses hatte er bereits Sorge getragen.

XXVI. Die Gefangenen

Acht Tage waren vergangen, seit die Damen der Grieben'schen Familie so hinterlistig verlockt nach Stralsund gebracht worden waren und in den traurigen Räumen des alten Stadtgefängnisses Aufnahme gefunden hatten.

Wir können indessen wegen dieses letzteren Umstandes keinen Stein auf die schwedische Verwaltung werfen, denn man machte damals überall noch keinen besonderen Unterschied zwischen Verurteilte, Ver-

brecher, und des Verbrechens Angeklagte. Letzteres war aber hinsichtlich der Frauen geschehen und man behandelte sie deshalb demgemäß.

Die Wände des Loches, in dem man die Damen untergebracht hatte, waren nicht getüncht, schwarz und schmutzig, ein roher Tisch stand in der Mitte des Zimmers, drei Holzschemel derselben kunstlosen Arbeit boten die Bequemlichkeiten zum Sitzen dar und das Lager bestand, wie in allen Zellen des Hauses, aus einem Strohsack und einer wollenen Decke auf einem Holzgestell.

Was die armen Damen empfinden mussten, kann man sich leicht denken. Das Gefühl ihrer Unschuld konnte sie dabei kaum aufrecht erhalten, denn verfolgt von einem Mann, der sie offenbar hasste, durften sie von einer willkürlich gehandhabten Gerechtigkeit auch in diesem Fall nicht viel Gutes erwarten.

Die Zeit schlich ihnen nebenbei langsam dahin. Zur besonderen Qual wurden die langen Nächte, weil man ihnen kein Licht erlaubte. Der Abend brach schon um drei Uhr des Nachmittags an und erst um neun am nächsten Morgen tagte es. Sie mussten also volle achtzehn Stunden im Finstern bleiben.

Man hätte indessen noch manche Bequemlichkeit haben können, wenn nicht Frau von der Grieben so unvorsichtig gewesen wäre, dem Mann, der sie zu dem Gefängnis gebracht hatte, ihre Barschaft in der Meinung zu übergeben, dass er sie später auch beaufsichtigen werde.

Der Mensch war niederträchtig genug, das Geld zu

nehmen, ließ sich aber später nicht wieder sehen. So mit waren die Damen nicht imstande, demjenigen, welcher später für sie hätte sorgen können, die nötigen Mittel zu überantworten.

Glücklicherweise war der Aufseher oder Schließer des Gefängnisses ein Mensch, der in seinem traurigen Geschäft noch nicht gänzlich verhärtet worden, so, dass er wenigstens nicht zu allen anderen Übeln noch absichtliche Böswilligkeit hinzufügte.

Doch er war nur Unteraufseher und der eigentliche Verwalter des Hauses zeigte sich umso viel barscher und unfreundlicher, sodass die armen Frauen der täglichen Visite desselben nur mit Schrecken entgegensehen konnten.

Diese erfolgte meistens des Morgens gleich nach der Frühstückszeit. Es gab kaum einen Gegenstand in der armseligen Zelle, den dieser Biedermann nicht besschnüffelte. Es durfte nur ein Stuhl nicht genau auf seinem bestimmten Ort stehen, so erging er sich in den unanständigsten Zurechtweisungen und fügte sogar Drohungen hinzu, die Verhafteten wegen solcher Abweichungen von dem Hausgesetz kraft der ihm zustehenden Disziplinargewalt zu bestrafen.

Dies konnte, wie die Damen wenigstens glaubten, nicht der Ausdruck der Gesinnung des Mannes gegen sie sein, denn sie hatten denselben früher nie zu nahe treten können, ja, ihn nicht einmal gesehen oder dem Namen nach gekannt. Er wusste daher wohl, wenn es bei ihm nicht etwa stehende Regel war, seine Pflegebefohlenen ohne Ausnahme auf diese Weise zu be-

handeln, besondere Instruktion deswegen empfangen haben.

Am neunten Tag nach ihrer Verhaftung zeigte sich dieser Mensch besonders roh in seinen Ausbrüchen, sodass endlich Clara, erregt durch eine ihrer Mutter zugefügte Beleidigung, eine heftige Entgegnung wagte.

Der Kerl schwieg erst, während er einen scharfen Blick auf die junge Dame warf, dann lächelte er höhnisch.

»Vielleicht sprechen wir uns später aus«, meinte er endlich, »es soll mir diese aufgeschobene Unterhaltung ein besonderes Vergnügen gewähren. Für jetzt habe ich noch zu sagen, dass man sich bereithalten möge, eine Stunde später zum Verhör geführt zu werden.«

Der Mann ging. Neuer Schreck durchbebbte die Frauen. Wie er gesagt hatte, wurden die Damen zur bestimmten Zeit aufgefordert, einem Diener des Gouvernementsgerichts zu folgen, was sie mit Zittern taten.

Man führte sie in das alte große Rathaus der Stadt, wo sich eine Kommission versammelt hatte, das Verfahren gegen sie zu eröffnen.

Die Mutter erschien zuerst vor dieser und es wurden ihr Fragen über ihr und der ihrigen Verhältnis zu Jacobson vorgelegt; alsdann andere, ihren Gemahl und den ehemaligen Fähnrich von Wardow betreffend.

Frau von der Grieben beantwortete alle der Wahrheit gemäß, was hätte sie auch für Ursache gehabt, et-

was davon zu leugnen.

Gegen sie benahmen sich die Kommissionsmitglieder der Art, wie man es von höhergestellten Leuten erwarten dürfte.

Anders war dies in dem Verhör mit Clara der Fall, nicht allein dass man ihr Verhältnis zu dem Freischiffer nicht umging, bezeichnete man dasselbe auch durch Ausdrücke, die ihr Tränen erpressten.

Sophie, obwohl sie weniger als die Schwester zu leiden hatte, wurde dennoch während des Verhörs ohnmächtig. Als alle drei zurückgeführt wurden, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, wie sie es bisher noch nie kennengelernt hatten.

In ihrer Zelle angelangt, umarmten sich Mutter und Töchter, sobald sie ohne Zeugen waren, unter heftigem Weinen und Schluchzen. Man sprach nicht, es war niemand imstande, ein Wort hervorzubringen, doch die Tränen aller mischten sich.

Das Verhör hatte lange gedauert und man brachte gleich nach ihrem Eintreffen das Mittagessen, worauf die Armen wahrlich keinen Appetit hatten.

Der Wärter schien, als er das Geschirr auf den Tisch gesetzt hatte, etwas sagen zu wollen, doch schwieg er und ging der Tür zu.

An der Tür angekommen, zögerte der Mann, warf scheu unsichere Blick zurück und ließ endlich ein Papier fallen, danach entfernte er sich schnell und verschloss die Tür doppelt, ja legte noch, was sonst nie geschah, einen Querriegel vor.

Diese Zeichen und Manöver mussten unzweifelhaft

von Bedeutung sein, doch die Mutter sowie Sophie hatten dieselbe sicher nicht begriffen. Clara indessen schoss ein besonderer Gedanke durch den Kopf. Sie erhob sich, ging zur Tür und nahm das Papier auf!

Ein lauter Ausruf entfuhr ihr, als sie einen Blick auf dasselbe geworfen hatte.

»Mein Gott!«, rief sie, »wir sind dennoch nicht verlassen. Er weiß um unsere Lage, er wird uns befreien. Meine Hoffnung hat mich nicht betrogen!«

Die Mutter und Schwester blickten Clara forschend an. Diese las.

Wir haben erfahren, auf welche Weise Sie hinters Licht geführt und festgesetzt worden sind. Behalten Sie Ruhe, Besonnenheit, Mut und namentlich hoffen Sie. Ich bin hier, Sie zu befreien und zu retten. Viele Grüße von dem Herrn Oberstleutnant und dem Herrn von Wardow. Dem Mann, der Ihnen dieses überbringt, dürfen Sie vertrauen. Ihr Quälgeist soll noch heute unschädlich gemacht werden. Vernichten Sie dies und sprechen Sie etwaige Wünsche dem Schließer aus. Er ist mit Mitteln zur Erfüllung derselben versehen!

»Gott, dir sei Dank!«, sagte die Mutter, ihre Hände faltend, indem sie einen Blick nach oben sandte.

XXVII. Verdienter Lohn

Es war am Abend desselben Tages.

Wie gewöhnlich in Kriegszeiten diejenigen, welche am wenigsten leisten und mit dem Krieg zu tun haben, am meisten davon sprechen, so war es auch den guten Spielbürgern der Stadt und Festung Stralsund eigen, nach vollbrachtem Tageswerk in den Bierhäusern zu plaudern.

Diese aller Zeiten und Orten gleiche Erscheinung hat noch eine zweite Eigentümlichkeit, nämlich die, dass hierbei eine gewisse Klasse von öffentlichen Beamten, wenn sie den Ereignissen und den Beziehungen zu derselben auch noch so fern stehen, das große Wort führt.

Dies tat denn auch der damalige Gefängnisinspektor Kracht, in seiner Stammkneipe und er hatte wenigstens insofern ein Recht dazu, als er ehedem Soldat gewesen und Pulver gerochen hatte.

An diesem Abend nun ging es besonders lebhaft in der Gesellschaft zu, der er angehörte, weil man die näheren Details der den Schweden bei Anklam angehängten Schlappe heute erfahren hatte, wodurch natürlich alle echten schwedischen Patrioten aufs Höchste konsterniert waren!

Schwedische Patrioten! Leider muss dabei bemerkt werden, dass deutsche unter jener Fremdherrschaft auch hierbei am meisten diese Bezeichnung verdienten, denn die eigentlichen Schweden nahmen die Sache ziemlich ruhig hin und waren wie auch schon be-

merkt worden, den Preußen gar nicht so besonders abgeneigt.

Die Affichen des Herrn Struck spielten hierbei wiederum eine Hauptrolle, denn in ihnen stand es schwarz auf weiß ganz genau, wie die Sache zugegangen war.

Irgendein Glied der Gesellschaft hatte den betreffenden Artikel vorgelesen und Herr Kracht begann zu erörtern, welche Versehen man gemacht und wie es hätte angefangen werden müssen, um die angreifenden Preußen zurückzuweisen.

»Mangel an Wachsamkeit«, meinte er dabei, »ist wohl viel schuld an der Sache, aber jedenfalls haben sich die Truppen nicht mit der Bravour geschlagen, die sie hätten entwickeln müssen, zumal sie ja eigentlich zum Teil nicht mit Soldaten, sondern mit Seeleuten, rohem undisziplinierten Volk zu tun hatten!«

»Pst!«, machte ein anderer, mit dem Kopf zu einem entfernten Tisch deutend, wo einige Leute des gedachten Standes saßen.

»Ach was!«, rief indessen der wackere Inspektor, »das Seevolk ist nicht wert, dass man es nennt. Ich kann es nun einmal nicht leiden und niemand wird mich hindern, das auszusprechen!«

»Holla!«, rief eine Stimme von dem anderen Tisch her, »was wisst Ihr von Seeleuten? Was wollt Ihr von Ihnen, wenn nicht etwa einige Hiebe?«

Die an jenem Tisch sitzenden Männer waren ebenfalls Angehörige der Stadt, Schiffer, Steuermänner und Bootsleute, zum Teil auch Stammgäste des Lo-

kals, nur zwei oder drei unter ihnen waren bisher noch nicht in der Tabagie gesehen worden, doch sie schienen grade die Reden des Inspektors mit Gleichmut angehört zu haben.

Im Übrigen muss noch bemerkt werden, dass die Seeleute im Allgemeinen den Vorstand der Kustodie so hassten, wie er sie, weil hin und wieder jemand dieses stets unruhigen Völkchens in seinen Verwahrsam untergebracht wurde, bei welcher Gelegenheit er sich denn keineswegs bemühte, seinem Seemannshass Schranken zu sehen.

Der Sprecher der oben angeführten Worte war ein in der ganzen Stadt bekannter und zugleich geachteter Mann, der Kapitän oder wie es damals noch weniger anmaßend hieß, der Schiffer Steinhart.

Der Inspektor setzte auf seine Rede eine vollkommene Amtsmiene auf, blickte verächtlich zu dem Tisch hinauf, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte im wegwerfenden Ton: »Wenn doch nur gewisse Leute schweigen wollten, bis sie gefragt würden; man hält sich übrigens zu gut, mit jedem lange Erörterungen zu haben!«

»Dass Euch Gott verdamme!«, rief der Schiffer aufspringend, »glaubt dieser Gefangenwärter hier etwa unter seinen Züchtlingen zu sein? Herr, Ihr habt den ehrenwerten Stand, welchem ich und wir angehören, geschmäht und sollt Eure Worte zurücknehmen, oder so wahr ich lebe, ich stopfe sie Euch in den Hals hinein!«

Der Seemann war bei diesen Worten dem anderen

Tisch näher getreten. Die meisten der um denselben sitzenden Personen rückten unbehaglich hin und her, da auch noch andere Glieder der Gesellschaft des Schiffers näher rückten. Nur die Fremden blieben auf ihren Plätzen.

»Ich nehme nichts zurück!«, rief dagegen der Inspektor, »ich habe überhaupt nichts mit Landesverrättern, Empörern und Schmugglern zu schaffen, und das sind alle Seeleute!«

Ein Wutschrei schallte durch das Zimmer, und ehe er noch daran dachte, fühlte sich Kracht an der Kehle gepackt; seine Gesellschafter zogen sich schleunigst zurück.

Nun erhoben sich auch die fremden Seeleute, drängten ihren Standesgenossen von dem Beleidiger ihres ganzen Standes zurück und begannen ihn dermaßen zu bearbeiten, dass er bald wie ein Stier brüllte. Ganz besonders schienen sie es auf das edle Antlitz des braven Mannes abgesehen zu haben.

Zwar machte der Wirt einen schwachen Versuch, dem zergugelten Mann beizuspringen, doch er wurde zurückgestoßen und als jener weidlich abgedroschen war, machten seine Peiniger das Maß dadurch voll, dass sie ihn schließlich zur Tür hinaus auf die Straße warfen.

Ob es Zufall oder absichtliche Veranstaltung war, dass sich hier gerade eine recht nette Anzahl der Leute aus dem Volk befand, mag dahingestellt bleiben. Genug, es war so, und die gespielte Szene gereichte demselben zum höchsten Gaudium, alle folgten unter

lautem Jubel, als der geprügelte Beamte barhäuptig und ein Stück seiner zertrümmerten Pfeife in der Hand, eilig zu seiner Wohnung rannte.

Er war dort allerdings geborgen, und sein untergegenes Dienstpersonal bedauerte ihn höflich; dennoch störte der Schließer noch abends spät die Damen, um ihnen zu melden, in welchen Zustand ihr Peiniger nach Hause gekommen war.

Für diesen war jedoch damit die Sache noch nicht zu Ende; sein Posten war ein städtischer, und er hing deshalb vom Magistrat und Rat ab. Bei diesem ging aber bereits am anderen Tag früh die Anzeige ein, dass sich Kracht im Wirtshaus betrunken, daselbst Streit angefangen und infolgedessen hinausgeworfen sei.

Man dachte damals in gewisser Hinsicht noch sehr streng über Beamtenehre und Beamtenpflichten.

Herr Kracht hatte bereits um die Nachmittagszeit zu seinem nicht geringen Schrecken seine Entlassung aus dem Dienst.

Wahrscheinlich beabsichtigte Jacobson, dessen Werk dies natürlich war, einen seiner Freunde in der Stadt als Nachfolger im Amt des abgesetzten Mannes zu sehen.

XXVIII. Eigentümliche Wirkung

Der Schließer hatte zwar am Abend die Damen eine auch vielleicht für ihn recht erfreuliche Nachricht gebracht; denn es ist zu vermuten, dass der Inspektor

auch seine Untergebenen schlecht behandelte.

Doch als am anderen Tage bekannt wurde, welche Folgen die dem guten Mann zugestosßenen Widerwärtigkeiten außerdem noch hatten, bekam auch der Schließer einen Schreck.

Was seinen Vorgesetzten passiert war, selbst den höchsten Grad der Schuld bei ihm angenommen, durchaus kein so schweres Vergehen; ja, wenn die Sache gehörig untersucht würde, durfte derselbe sogar gänzlich unschuldig befunden werden.

Dessen ungeachtet war derselbe nun entlassen, hatte Amt, Stellung, und was noch mehr bedeutete, sogar sein Brot verloren – was musste also wohl dem geschehen, der seine Pflicht so weit vergessen, dass er gerade das Gegenteil von seinen Obliegenheiten vorgenommen hatte.

Es gibt Leute, die ihre Verbrechen und Vergehen erst kennenlernen, wenn sie förmlich mit der Nase drauf gestoßen werden. Zu diesen gehörte offenbar der Schließer.

Diese Kategorie von Menschen ist in der Regel charakterlos; aus Mangel an Grundsätzen vergessen sie so leicht ihre Pflicht, wenn Gewinn lockt, wie sie leicht in das Gegenteil umschlagen, wenn Gefahr droht.

Von Gewissensbissen, und namentlich von Angst wegen der Folgen, welche ihn treffen könnten, wenn seine Verbindung mit den Gefangenen oder gar die mit dem Freischiffer entdeckt wurde, gefoltert, ging der Mensch fast den ganzen Tag in höchster Unruhe umher.

Die Verbindung und seine Mitwirkung zur Flucht der Gefangenen aufzugeben, diesen Entschluss fasste er sehr bald, doch zeigte ihm das Schicksal seines Vorgesetzten eines Teils sein eigenes, so bewies es ihm auch, dass die Macht des Menschen, der einen Dienst erkauft, ziemlich weit reichte.

Der Mensch stand also gleichsam zwischen Feuer und Wasser und so viel wurde ihm bald klar, dass er seiner vorgesetzten Behörde nichts entdecken könne, ohne Folgen für sich zu fürchten.

Bei immer wiederholter Überlegung fiel ihm endlich ein, dass der Oberst Staelswerd die Damen gefangen genommen, also auch wohl ein Interesse an ihrer Verurteilung haben möge.

Hieran reihten sich leicht die Gerüchte über Dinge, die zwischen dem Obersten und dem Freischiffer zum Nachteil des Ersteren sich ereignet haben sollten und ein sonderbares Gewäsch, welches seit Kurzem aufgetaucht war, sogar von einem zärtlichen Verhältnis der Gemahlin des Obersten zu dem Freischiffer wissen wollte.

Der Oberst schien also dem wankelmütigen Menschen der Haken zu sein, an den er sich hängen könne, der Schirm, hinter den er sich flüchten müsse, um gegen alle Eventualitäten, die sein Leichtsinn herbeiführen könne, geschützt zu sein.

So weit gekommen, eilte denn auch der Mann in einer ihm gehörenden Stunde davon, zu der Fährstraße und zu dem Gouvernementshaus, das er mit laut pochendem Herzen betrat.

Der Oberst war zu Hause und jener ließ sich melden. Staelswerd horchte hoch bei dem Besuch auf, brachte denselben sofort mit seinen Gefangenen in Verbindung und befahl, den Mann hereinzuführen.

Der Schließer erschien im Zimmer, jedoch so unsicher und schüchtern, dass er erst kein Wort hervorbringen konnte. Staelswerd sah sich daher genötigt, ihn zuerst anzureden. Er sagte: »Gewiss im Auftrag der gefangenen Frauen, mein Freund, doch ich kann nichts für dieselben tun, ich stehe in keiner Beziehung zu dem Rat oder dem Gouvernementsgericht!«

»Eure Gnaden!«, stotterte der Schließer, es ist nicht deswegen; dero Gnaden wissen, was unserm Herrn Kracht passiert ist?«

»Freilich, der Mensch ist ein Esel, und für ihn werde ich nichts tun, wenn ich auch könnte. Hat der Rat bereits einen Nachfolger ernannt?«

»Noch nicht bis jetzt; aber ich wollte nur melden, dass ich sicher bin, wenn der Herr Kracht auf Veranlassung des Freischiffers in eine unangenehme Lage gekommen wäre!«

»Sooo!«, machte der Oberst gedeckt, »woher weiß er das, was weiß er überhaupt von dem Piraten?«

»Gnädiger Herr, unsereins ist nie recht sicher, wie er handeln soll, und ich weiß es in diesem Fall besonders nicht, wie ich mich zu benehmen habe und ob ich nicht schon in *dem*, was ich getan habe, fehlte!«

»Nun lasse *Er* nur einmal hören!«

»Euer Gnaden versprechen mir wohl, da ich in Ihrem Interesse gehandelt zu haben glaube, wenn mich

dabei eine Schuld trifft, bei meiner vorgesetzten Behörde zu vertreten!«

»Unbedingt, wenn es ist, wie *Er* sagt, und in diesem Fall denke ich, werde ich schon` in einiger Beziehung zu dem Rat stehen!«

»Es erschien bei mir vor einigen Tagen ein Mann, der mir Geld bot, wenn ich den gefangenen Frauen einen Zettel zustecken wollte!«

»Wirklich?«

»Ja, Euer Gnaden, ich tat, als ob ich auf das Anerbieten eingehet, und nahm das Geld. Als jener mich so willig sah, gab er mir noch mehr und ließ mich für die Bedürfnisse der Frauen nach Möglichkeit sorgen!«

»Ei, ei!«

»Ich nahm auch dieses Geld, und nun rückte er endlich mit dem Vorschlag heraus, ihm bei der Befreiung der Frauen behilflich zu sein. Ich sagte auch dies zu, nahm alles und versprach, ihn wieder zu treffen. Meine Absicht war, sofort Anzeige von diesem Vorfall zu machen, doch ich musste berücksichtigen, dass meine anscheinende Bereitwilligkeit falschen Deutungen unterliegen könne, und deshalb zögerte ich!«

In den Augen des Obersten flackerte ein eigentümliches Feuer auf. Es war ihm nicht schwer zu erkennen, dass eine solche Deutung vollkommen richtig sei; doch sich schnell besinnend, gab er sich den Anschein, als glaube er den vorgegebenen Absichten des Menschen.

»Und der Brief?«, fragte er, »wo ist der Brief?«

»Den habe ich vernichtet.«

»Das war dumm.«

»Ich weiß jedoch seinen Inhalt.«

»Und derselbe lautet?«

»Es war gesagt, dass man wisse, was mit den Frauen geschehen. Dieselben müssten indessen den Mut nicht verlieren, sondern hoffen, man werde sie befreien. Außerdem solle noch der Inspektor an demselben Abend unschädlich gemacht werden.«

»Das ist stark!«, rief Staelswerd überrascht.

»Ja, Eure Gnaden; aber es ist so geschehen und deshalb muss ich mich auch nach dieser Seite zu decken suchen.«

»Das ist richtig – und der Mensch, mit dem *Er* in Unterhandlung gestanden, ist er wieder erschienen?«

»Bis jetzt noch nicht, doch ich zweifle nicht daran, dass er der Freischiffer selbst war und sich wieder einfinden wird.«

Der Oberst machte einige Gänge durch das Zimmer, um zu überlegen; dann nahm er schweigend eine Summe Geld aus einer Schublade und gab sie dem Schließer. »Wenn sich jener Bursche wieder sehen lässt«, sagte er, »so fordert *Er* ihn zu einer neuen Zusammenkunft auf, und bringe mir Bescheid über wie, wo und wann. Im Übrigen schweige *Er* gegenüber jeden, um nur meinen Anweisungen zu folgen. Ich werde ihn in jeder Hinsicht schützen.«

Der Mann ging und der Oberst begann die Sache von A bis Z zu durchdenken.

XXIX. Der rechte Mann

Staelswerd hatte bisher bei seinen letzten Bestrebungen, den Freischiffer in seine Gewalt zu bekommen, allein gestanden; doch er fühlte im Verlauf seines Nachdenkens, wie nötig es sei, sich zur Habhaftwerdung desselben eines Gehilfen zu bedienen, der ebenfalls ein Interesse an der Gefangennahme desselben habe.

Der Oberst ließ in Gedanken alle Personen, die er kannte, zu diesem Zweck vor seinem Geist Revue passieren, ohne indessen zu finden, was er brauchte.

Zwar gab es sicher viele von denen, an die er gedacht, die es sich zur Ehre gerechnet hätten, Schweden von einem so gefährlichen Gegner zu befreien; doch damit hörte jedes Interesse, welches sie haben konnten, auf, und es war anzunehmen, dass ihre Energie bei wiederholten Schwierigkeiten erlahmen werde.

Hass und Rache waren es, was der Oberst als Motive zu einer Verfolgung des Menschen bei seinem Gehilfen wünschte; auf sie konnte er sicherer rechnen, das wusste er von sich selbst. Wiederum ließ er eine Anzahl von Personen an sich vorüberziehen und plötzlich fuhr er auf.

»Ja!«, rief er, »das ist der rechte Mann, ihn hatte ich fast vergessen; zwar ist er mir nicht eben zum Dank verpflichtet, doch er weiß ja nicht, welch ein Urteil ich über ihn abgegeben habe. Wenn ich ihm jetzt Aussichten eröffne, wird er sicher umso lieber zugreifen, als

ihm fast alle Aussichten auf Beförderung genommen sind.«

Staelswerd griff nach seinem Hut, verließ das Haus und eilte durch die Straßen nach der Gegend des neuen Marktes zu, über diesen hinaus und in eine der jenseits des Platzes gelegenen engeren Straßen. Hier betrat er ein Haus und nach einem Suchen eine Wohnung, wo ihm unser alter Bekannter Dalström entgegentrat.

Dalström war immer noch Leutnant und gehörte zu den Offizieren, die während der Winterzeit außer Tätigkeit und auf ein Drittel ihres Soldes gesetzt waren.

Dies war für den braven Offizier ein großer Übelstand, denn einmal musste deshalb seine zahlreiche Familie darben; andererseits war dies ein Beweis, dass man ihn nicht zu den tüchtigeren Offizieren rechnete, weil man diesen, obwohl sie auch fast so gut wie untätig während des Winters waren, ihr Gehalt ließ.

Dalström erschien deshalb im gegenwärtigen Moment verdrießlich, was wohl aus jenem Umstand entspringen mochte. Die Art, wie er seinen bisherigen Vorgesetzten empfing, war wohl achtungsvoll, doch sehr wenig herzlich.

»Ich muss in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen sprechen!«, sagte der Oberst, »doch durchaus allein.«

»Geh hinaus, Frau, nimm die Kinder mit!«, sagte Dalström fast widerstrebend. Die Frau machte Miene, dieser Weisung zu folgen.

»Halt, einen Augenblick!«, sagte jedoch Staelswerd,

»Sie haben vermutlich nur ein geheiztes Zimmer. Es wäre unrecht, die Kinder der Kälte auszusetzen. Wir werden besser ohne Wärme aushalten; bitte lassen Sie uns in jenes Zimmer treten!«

Dalström errötete und verbeugte sich. »Sie sind sehr gnädig, Herr Oberst!«, sagte er mit sichtbarer Verlegenheit, »Frau danke dem Herrn für diese Rücksicht!«

Die Frau kam diesem Wunsch mit sichtlicher Beklommenheit nach, und der Oberst folgte dem voranschreitenden Leutnant in eine Kammer, die augenscheinlich der Familie als Schlafgemach diente.

Staelswerd warf nur einen flüchtigen Blick umher und setzte sich dann ohne Weiteres auf ein bereits schadhaftes Sofa.

»Sie sind also wieder nicht zur Schiffsleitung für den nächsten Sommer designiert!«, sagte er.

»Nein!«, antwortete Dalström bitter, »ich bin ein Edelmann, nicht reich und ohne Gönner, das sind Gebrechen, die man in gewissen Kreisen nicht verzeiht. Ich werde nie mehr als Leutnant werden!«

»Gönner!«, meinte Staelswerd gedehnt, »ich glaube für Sie so etwas zu sein, wenigstens habe ich Sie warm empfohlen. Sie müssen in der Admiralität Feinde haben!«

»Ich nannte sie bereits, Herr Oberst!«, sagte Dalström, »es ist unnötig, noch andere zu suchen!«

»Ich meine aber dennoch, Sie könnten alle Hinderisse besiegen, mein guter Dalström, wenn Sie sonst Lust haben, sich durch Ausführung einer besonderen Tat bemerklich zu machen!«

»Ich habe mich bereits oft genug bemerkbar gemacht, Herr Oberst. Sie wissen dies selbst. Aber aus dem vorigen Sommer hat man nur gut befunden, die Schlappe der Fortune zu beachten; es war allerdings ein dummer Streich, doch mehr Unglück als sonst etwas dabei im Spiel!«

»Da haben Sie recht. Wie Sie das Schiff, so verlor ich den Gefangenen, doch den eben denke ich, Ihnen jetzt zu überlassen, und es müsste wirklich unverantwortlich zugehen, wenn man Ihnen für die Ergreifung des Piraten nicht besondere Anerkennung zuteilwerden ließe! Der Kerl ist nämlich hier in der Stadt!«

»Hier!«, rief Dalström aufspringend.

»Wie ich Ihnen sage!«, fuhr der Oberst fort, »Sie wissen, dass die Grieben'schen Frauen hier in Haft sind!«

Der Offizier verzog das Gesicht, er wusste von der Sache, doch es fiel seinem graden ehrlichen Sinn nicht ein, die Art auch nur entfernt zu billigen, wie man die Damen hierhergelockt hatte und wie man mit denselben verfuhr. »Allerdings!«, murmelte er daher unwilfully.

»Nun, der Bursche macht Pläne, jene zu befreien, und ich meine, es wird gelingen, ihn dabei zu erwischen, wenn Sie also wollen ...!«

Der Leutnant blickte einige Zeit sinnend vor sich zur Erde nieder, dann schlug er mit der flachen Hand heftig auf sein Knie. »Das alles kümmert mich nicht!«, sagte er, wie im Selbstgespräch, »für mich ist er nur der Feind, welcher sich tollkühn dem Löwen in den Rachen wagt. Er mag die Folgen seines Übermutes

tragen!«

»Das meine ich auch!«, sagte der Oberst, »Sie gehen also auf meinen Vorschlag ein!« »Gewiss; was habe ich zu tun?«

»Darüber später, halten Sie sich nur jeden Augenblick meines Winkes gewärtig!« »Ich stehe zu Diensten!«

»Übrigens erlauben Sie wohl einem alten Freund, Ihnen einen Vorschlag zu machen. So oder so werden Sie nächstens wieder unter mir dienen und mir, wenn sie mein Schuldner bis dahin sein wollen, eine Summe Geld zurückerstatten, die ich Ihnen vorstrecken werde!«

Dalström errötete wiederum. »Ich muss dies Anerbieten annehmen!«, sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer, »meine Lage und meine Familie machen es mir zur Pflicht!«

»Recht so, alter Freund!«, sagte Staelswerd freundlich, »keine falsche Scham!«

Der Oberst erhob sich, legte eine Rolle Geld auf den Sitz, welchen er eben eingenommen hatte, und reichte dem Leutnant die Hand, der sie zwar berührte, doch nicht drückte. Hiernach begleitete Dalström den Obersten, der sich auch bei der Frau freundlich verabschiedete, hinaus. Als er zurückgekehrt war, ging er in die Kammer, holte das Geld, und warf es in der Stube mit den Worten auf den Tisch: »Es ist ein Jammer, dass ehrliche Leute so oft Schuft zu ihren niederträchtigen Zwecken dienen müssen!«

XXX. Ein Plan

Während der Oberst Staelswerd den rechten Mann für seine Absichten aufsuchte und gewann, erschien im Gouvernementsgebäude dieselbe Frau wieder, welche der Baronin durch ihren scheinbar an den Tag gelegten Wohltätigkeitssinn hier näher stand.

Dieselbe brachte ein kleines Billett von dem Kapitän Jacobson, in welchem er die Damen um eine neue Zusammenkunft, wenn möglich oder gefällig an dem bewussten Ort bat.

Die Baronin sagte ohne Weiteres sofort zu, schickte die Frau zurück, kleidete sich um und teilte ihrer Zofe mit, dass sie sich zu einer Freundin begebe.

Diese Vorsicht schien der Dame nötig, weil sie glaubte, dass die Dienerin von ihrem Gemahl erkauft sei. Doch war dies nicht so und hier der seltene Fall eingetreten, dass die Dienerin, trotz des Ansinnens des Obersten, ihrer Dame treu geblieben war.

Bei der Freundin weilte die Baronin nur so lange, als nötig war, sich zu überzeugen, dass sie nicht verfolgt werde, und wendete sich dann, nachdem sie jene verlassen hatte, dem Knieger Tor zu.

Wie früher erwartete Jacobson die Dame schon und beide begaben sich wie bei ihrem ersten Zusammentreffen in das Gewölbe.

Der Kapitän war aufgeregt, und dies aus dem Grund, weil er durch den Schließer, mit dem er eine Zusammenkunft gehabt hatte, den ganzen Umfang der den Damen zugefügten nichtswürdigen Behand-

lung erfahren hatte.

»Es kann dies nur auf Befehl oder Veranlassung Ihres Gemahls geschehen sein, gnädige Frau!«, rief er am Schluss aus.

»Ich zweifle daran keinen Augenblick!«, sagte jene.

»So werden Sie es auch natürlich finden, wenn ich denselben gelegentlich deswegen zur Verantwortung ziehe.«

»Ach was dies betrifft, mein lieber Kapitän, »so legen Sie sich in keiner Hinsicht und namentlich nicht meinetwegen Zwang auf.«

»Der Mensch ist zwar unschädlich gemacht!«, fuhr Jacobson fort, »doch wer bürgt dafür, dass nicht ein noch Ärgerer an seine Stelle tritt; die Damen müssen deshalb noch in dieser Nacht frei werden.«

»Darüber werden Sie zu bestimmen haben, mein Herr!«

»Ich bin darüber bereits mit mir einig, gnädige Frau, doch es stellen sich mir verschiedene Schwierigkeiten entgegen, zu deren teilweisen Überwindung ich Ihre Unterstützung beanspruchen möchte.«

»Dieselbe ist Ihnen bereits zugesagt!«

»Ich rechnete mit Bestimmtheit auf diese Zusage. Meine eigentliche Absicht war, die Damen ohne Wissen des gewonnenen Gefängnisaufsehers halb durch List, halb durch Gewalt zu befreien, denn ich traue niemals käuflichen Seelen.«

»Ich kann dieser Ansicht nur beipflichten. Indessen habe ich meine zu dem Unternehmen nötigen Leute erst auf übermorgen Abend bestellt, es war deshalb

nötig, aus der Not eine Tugend zu machen, und den Menschen in meine Absichten einzuweihen.«

»Vielleicht entspricht er dem ihm geschenkten Vertrauen.«

»Hoffen wir es, gnädige Frau!«, fuhr Jacobson fort, wenn ich meinen ersten Plan ausführen konnte, würden die Damen des Morgens die Kustodie verlassen haben, um sofort unter guter Bedeckung das Tor zu passieren und dann schnell weiter befördert zu werden. Eine Division der preußischen Truppen von der Grenze aus würde sie aufgenommen haben, und das Ganze ziemlich ohne Gefahr beendet worden sein; doch dieser Teil des Planes muss jetzt einer Änderung unterliegen; ich habe gegenwärtig nur zwei Gehilfen am Ort.«

»Das ist wenig!«

»Einesteils ja!«, meinte Jacobson. »Alsdann kann den Damen nicht zugemutet werden, die Festung auf dem Wege zu verlassen, welchen ich oder meine Leute häufig wählen, wenn die Tore verschlossen sind. Es ist also nötig, dass dieselben sich bis zur freigegebenen Passage innerhalb der Stadt verbergen.«

»Das begreift sich leicht!«

»Ich meine nun, gnädige Frau, dass man dieselben in Ihrer Wohnung am wenigsten suchen würde.«

»Ich glaube dies selbst! Bringen Sie dieselben zu mir, ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, sie bei mir zu sehen, und für ihre Bequemlichkeit nach den herben Leiden zu sorgen.«

»Sie sind wirklich sehr gütig!«

»Freunde müssen sich gefällig sein!«

Der Kapitän ergriff die Hand der Dame und führte sie an die Lippen. Jene seufzte wieder, sagte aber nichts.

Da Jacobson Eile hatte, wurde hiermit die Unterhaltung beendet und er schickte sich an, die Baronin zu begleiten.

Diese lehnte es jedoch ab, die Begleitung weiter als bis zum Tor anzunehmen, und dort trennte man sich. Jacobson schritt schnell über den Wall und den Exerzierplatz fort durch das nächste Tor und von hier zur Offenreicherstraße, wo er in einer Taverne verschwand. In derselben traf er mit den beiden Leuten zusammen, welche gestern so derbe den Kustodie-Inspector verbläut hatten, und wies den einen derselben an, sich zum Gefängnisgebäude zu begeben und daselbe zu beobachten. Er selbst blieb mit dem anderen noch zurück, bis die sogenannte Bürgerstunde die Schließung des Lokals erwarten ließ, und hieß dann auch jenem zweiten Mann dem Ersten folgen.

Bald darauf verließ auch er die Tabagie und begab sich an Ort und Stelle, wo sich die beiden Leute möglichst im Schatten platziert hatten.

»Hast du Verdächtiges bemerkt?«, fragte er den einen.

»Nein«, lautete die Antwort!

Jacobson ging weiter.

»Hast du Bewegung oder sonst Verdächtiges bemerkt?«, fragte er auch diesen.

»Der Schließer ist vor Kurzem zurückgekehrt!«,

antwortete derselbe.

»Das wäre!«, murmelte der Kapitän. »Und du bist sicher, dich nicht geirrt zu haben.« »Gewiss nicht!«

»Nun, wir werden bald wissen, woran wir sind!«, fügte der Kapitän noch hinzu, »haltet Eure Waffen in Bereitschaft!«

Er selbst fühlte nach seinen Pistolen und schritt dann eilig über die Straße zu dem Tor des kalten düsteren Hauses, an welches er leise, aber in bezeichnender Weise, pochte.

Es dauerte einige Zeit, bis sich etwas hören ließ, und Jacobson wurde bereits ungeduldig. Da jedoch drang der Schall von Tritten aus dem Flur hervor und die Tür wurde geöffnet.

Es war der Schließer, der schüchtern vortrat und spähende Blicke umherwarf. »Draußen ist alles sicher!«, sagte der Kapitän, »wenn es nur innen nicht an der nötigen Vorsicht fehlt!«

»Nein, nein!«, antwortete der Schließer.

»Sind die Damen benachrichtigt?«, fragte der Kapitän.

»Ja!«, flüsterte der andere, blieb aber in der Tür stehen.

»Nun«, sagte der Kapitän, »was zögert Ihr? Vorwärts, Euren Lohn erhaltet Ihr, so-bald ich mit den Damen die Schwelle überschreite.«

Der Schließer trat zurück, ließ aber die Tür geöffnet und ging dem Kapitän voran der Zelle zu, in welcher sich die Damen befanden. Auch die Öffnung dieser Tür nahm mehr Zeit in Anspruch, als wohl eigentlich

nötig gewesen wäre, und Jacobson musste den Schließer abermals zur Eile mahnen.

Als derselbe die Tür aufgezogen hatte, zeigte sich, dass die Zelle finster war.

»Wer ist da!«, fragte die Stimme der Mutter.

XXXI. Große Eile

Der Oberst Staelswerd ging, nachdem er die Wohnung seines früheren Leutnants verlassen hatte, langsam und nachdenklich seiner Behausung zu. Ein Teil seiner Gedanken galten jedenfalls dem von ihm so gehassten Freischiffer, ein anderer dagegen wohl dem Leutnant Dalström.

Vielleicht erwog er, warum wohl die irdischen Glücksgüter so ungleich verteilt würden und ein Mangel derselben eigentlich nie durch noch so bedeutende Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit ersetzt werden könne.

Vielleicht aber freute er sich auch schon im Stillen darüber, dass es ihm nun gelingen werde, Jacobson festzunehmen und seiner verdienten Strafe zu überliefern.

So langte er vor dem Gouvernementsgebäude an und wäre hier fast von einem Menschen umgelaufen worden, in dem er bei näherer Betrachtung den Schließer erkannte.

»Nun was gibt es?«, fragte der Oberst Staelswerd.
Der Angeredete war so außer Atem, dass er sich erst

erholen musste, ehe er antworten konnte.

»Gnädiger Herr!«, stieß er dann hervor, »es ist schon Zeit, der Mann hat mich aufgesucht. Noch in dieser Nacht soll die Befreiung der Damen stattfinden.«

»Alle Teufel«, stieß der Oberst hervor, »was da, doch jedenfalls kann es nicht geschehen, ohne dass er dabei ist.«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Gut, so laufe er – doch nein, gehe er eilig zurück, suche er Zeit zu gewinnen. Wann meint er, dass der Verbrecher erscheinen wird?«

»Ich denke, nach zehn Uhr.«

»Also suche er Zeit zu gewinnen.«

»Gut, gnädiger Herr.«

Der Schließer eilte davon.

Staelswerd blieb noch einen Moment stehen, er musste sich erst sammeln. So nahe seinem Ziel, schien ihm der glückliche oder schlaue Seemann wiederum den Rang ablaufen zu wollen, das musste wohl erwogen werden.

Es gab nun verschiedene Wege, auf denen der Baron dem Unternehmen des Freischiffers begegnen konnte.

Der eine derselben bestand darin, mit einer starken Wache an den Ort der projektierten Tat zu eilen. Hierdurch wurde jedenfalls das Unternehmen verhindert. Ob aber zugleich der Unternehmer gefangen, das war fraglich, weil das Erscheinen einer Anzahl Soldaten jedenfalls hinlänglich Aufsehen erregen musste, um aufmerksam zu machen. Zu vermuten war aber, dass der schlaue Seemann das Terrain für seine Operatio-

nen gehörig besetzt halten werde.

Allein ohne Begleitung zu dem bewussten Orte zu gehen, schien noch weniger ratsam, denn der Oberst musste mit Recht darauf zählen, dass ihm der kühne Seemann bei einem etwaigen Begegnen seinen hinterlistigen Verrat gehörig einzutränken, Lust bekommen könne.

Es blieb daher der beste Rat, jenem vorläufig, den eben gewonnenen Dalström entgegenzuwerfen, inzwischen aber irgendeine Macht aufzubieten, demselben zu Hilfe zu eilen. Gelang es Dalström und dem Schließer dann nicht, den Mann in der Kustodie festzuhalten, so mochte man ihn immerhin mit Geräusch auf der Straße festnehmen.

Staelswerd machte also wieder kehrt und flog diesmal durch die Straßen, bis zu der Wohnung des Leutnants, in die er ohne weitere Anmeldung durch Klopfen eintrat. Sein Äußeres erschien dabei im höchsten Grad aufgeregt. Mit Heftigkeit rief er denn auch, ohne auf die Anwesenheit der Frau zu achten: »Vorwärts, Dalström! Unser Mann wird gegen zehn Uhr in der Kustodie sein, es könnte leicht zu spät werden; ich will unterdessen Unterstützung für Sie hinzuführen. Sie werden außerdem auch auf die des Schließers im Haus zu rechnen haben.«

Es ist möglich, dass Dalström mit seiner Frau über die Wünsche und Absichten des Barons gesprochen hatte. Dieselbe trat jetzt schnell vor.

»Ist es denn nötig«, rief dieselbe, »dass grade mein Mann zu einem solchen Unternehmen verwendet

werden muss?«

»Gute Frau«, sagte Staelswerd schnell, »hier ist keine Zeit zu solchen Verhandlungen. Es gilt dem Dienst des Vaterlandes – übrigens will ich nicht hoffen, dass ein schwedischer Offizier sich von seiner Pflicht durch den unzeitigen Wunsch seiner Frau abhalten lässt.«

»Nein, nein!«, rief Dalström ärgerlich, »schweig Frau, ich bin bereit zu folgen, Herr Oberst; also in der Kustodie soll ich ihn finden, ich begreife nur noch nicht ...«

»Geh nicht, Mann!«, sagte die Frau, »mir ahnt Böses!«

»Schweig, Weib!«, herrschte Dalström, »in welcher Situation werde ich meinen Gegner dort finden, Euer Gnaden?«

»Er wird die Frauen durch den vermeintlich bestochenen Schließer in Empfang nehmen und fortführen wollen.«

»Gut, gehen wir!«, sagte der Leutnant, »lebt wohl!«

Diese Letzteren beiden Worte, die gesprochen wurden, während Dalström nach seinen Waffen griff, galten der Familie, und er sowie der Oberst verließen das Zimmer.

Mit schnellen Schritten eilten beide davon, bis sich ihr Weg trennte, und Staelswerd zur Hauptwache zu weiter eilte.

Dalström untersuchte auf dem noch zurückzulegenden Weg seine Pistolen und lockerte seinen Degen. Bald darauf stand er vor dem immer noch offenen Tor

des Gefängnisses, zugleich hörte er Schritte und heftige Worte. Er spähte umher. Als er außerhalb nichts bemerkte, schickte er sich an, in das Haus zu dringen. In demselben hatte sich indessen die Einleitung zu einem Drama weiter entwickelt. Auf die Frage der Frau von der Grieben antwortete zunächst Jacobson.

»Gnädige Frau!«, sagte derselbe, »ich meinte, Sie würden mich erwarten. Jedenfalls erkennen Sie mich wohl jetzt an der Stimme. Ich bin da, um Sie von hier fortzuführen, wenn uns nicht dieser Mensch den Streich eines Judas gespielt hat. Bitte, eilen Sie, wir haben in keinem Fall Zeit zu verlieren!«

»Jacobson!«, rief die Frau, »mein Gott, wir sind nicht angezogen!«

»So kleiden Sie sich rasch an, meine Damen, jede Sekunde ist kostbar!«

»Wir werden!«, antwortete die Frau, welche allein sprach, weil sich vielleicht die Töchter trotz der Dunkelheit genierten. »Clara, Sophie, habt ihr gehört, eilt!«

»Ja, ja, Mama!«, hieß es leise.

Jacobson hatte indessen den Schließer ergriffen und ließ ihn die Mündung eines Pistols fühlen.

»Was soll das heißen?«, fragte er dabei.

»Verzeihung, Herr«, stammelte der Mann, »es ist reine Vorsicht, denn wenn ich die Damen unterrichtet hätte, könnten sie sich leicht verraten haben.«

»Ich will hoffen, dass kein anderer Verrat im Spiel ist!«, antwortete der Kapitän, »denn wehe dir, Bursche! Meine Damen, keine überflüssigen Vorrichtungen!«

en, nur notwendige Umhüllungen, Sie werden in kurzer Zeit Gelegenheit haben, Ihre Toilette zu vervollständigen!«

»Wir sind fertig!«, rief nun Clara.

»So kommen Sie!«

Die Damen traten der Tür näher.

»Jetzt vorwärts, Freund!«, herrschte Jacobson dem Schließer zu und schob ihn vor sich her, als derselbe nicht schnell genug seinen Gang in Bewegung setzte.

Diese Worte und jene Tritte waren es, welche Dalström eben im Begriff einzutreten, vernahm. Gleich darauf tauchten aus dem dunklen Hintergrund des Flures eine Anzahl Gestalten vor ihm auf. Wahrscheinlich hatte Jacobson in der sich in der Tür zeigenden Gestalt zuerst einen seiner Leute zu sehen vermeint. Er erkannte seinen Irrtum erst, als auch Dalström ihn erkannte.

»Dalström!« rief er, »Sie hier?«

»Ja, ich bin hier, wo ich sicher nicht erwartet werde; ergib dich, Bandit!«, rief der Leutnant.

»Also auf diese Weise sprechen wir?«, entgegnete Jacobson. Zugleich riss er ein Pistol aus der Tasche und drückte mit Blitzesschnelle die gegen den Leutnant gerichtete Mündung ab. Dalström sank mit einem Seufzer zu Boden, die Damen ließen Ausrufe des Schreckens hören, Jacobsons Leute sprangen herbei.

»Nieder mit dem Verräter!«, rief er ihnen zu, »meine Damen, schnell vorwärts!«

Ein Schlag mit einem Schiffshieber streckte den verräterischen Schließer zu Boden. Jacobson, die Arme

der Mutter und der jüngeren Schwester ergreifend, zog diese davon, indem er Clara bat, zu folgen. Alle, die beiden Seeleute eingeschlossen, eilten davon, während verschiedenes Geräusch andeutete, dass die Bewohner der Nachbarhäuser durch den Schuss alarmiert worden waren.

XXXII. Dennoch misslungen

Ob es zu rechtfertigen ist, unter gewissen Umständen einen Menschen zu töten, ist eine Frage, die vielfach erörtert, vielfach verneint und ebenso oft bejaht worden.

So weit wir Jacobson kennengelernt haben, war er, obwohl ohne allen Zweifel sein Gewerbe ganz nahe an Seeraub und Verbrechen streifte, nicht eigentlich blutdürstig.

Er bekämpfte Schweden und im Kampf mit den Bewohnern dieses Landes musste er deren Blut vergießen, doch tat er es jedenfalls nicht aus reiner Lust zum Morden.

Übrigens wäre gewiss der Leutnant Dalström einer der Letzten gewesen, an die er seine Hand legen möchte, und wenn er es getan hätte, so geschah es lediglich, weil das unabweisliche Gebot der Notwendigkeit es so verlangte.

Denn nicht einmal zu Unterhandlungen war Zeit. Obwohl Jacobson nicht begreifen konnte, wie der Mann dahin kam, wo er ihn gefunden hatte, war ihm

doch so viel klar, dass es nicht aus Zufall geschehen sein könne.

Dass er den sich ihm als Gegner und Angreifer präsentierenden Offizier getötet hatte, darüber blieb ihm kein Zweifel, denn er hatte es so gewollt, weil er unter den obwaltenden Umständen den Mann mehr als jeden anderen fürchten musste.

»Beruhigen Sie sich, meine Damen!«, sagte er nach einiger Zeit zu den bebenden Frauen, »ich bedaure aufrichtig, dass ich den Menschen töten musste, es ist die Schuld des schändlichen Verräters, konnte ich seine Absichten ahnen, würde ich meine Maßregeln anders getroffen haben.«

Die Damen antworteten nicht, der eilige Schritt nahm ihnen überdem die Luft.

»Geht zu dem Gouvernementshaus voraus!«, sagte Jacobson zu seinen Leuten. »Seht nach, ob alles sicher ist – doch was ist das?«

»Offenbar der Tritt eines Militärtrupps!«, erwiderte einer der Männer.

»Also eine Jagd auf uns!«, rief der Kapitän, »es lässt sich denken – biegen wir in diese Seitengasse.«

Man tat so und eilte auf einem Umweg weiter. Von den Soldaten war bald nichts mehr zu sehen.

»Sie werden vorläufig«, begann der Kapitän, »bei einer Dame Unterkunft finden, an die Sie sicher nicht denken. Es ist die Frau von Staelswerd, die sich unser annimmt. Sie macht gut, was ihr Herr Gemahl böse gemacht hat.«

Clara ließ einen Ausruf der Verwunderung hören.

Man kam schnell weiter, und erreichte das Gouvernementsgebäude; es war alles still in der Straße, und man betrat jenes ungefährdet. Die Baronin erwartete ihre Gäste und empfing sie im Flur. Sie nötigte dieselben, schnell einzutreten, was auch geschah.

Im Zimmer bat sie Platz zu nehmen, versuchte selbst Zofendienste zu leisten und zeigte sich überhaupt sehr liebenswürdig.

»Ich bin glücklich!«, sagte sie dabei, »Sie bei mir zu sehen. Legen Sie nichts von der Schuld meines Gemahls Ihrer ergebenen Dienerin zur Last, ich habe keinen Teil daran.«

»Sie sind so überaus freundlich!«, antwortete die Mutter.

»Ihr Freund Jacobson ist auch ein wenig mein Freund«, sagte die Dame zu Clara gewendet, »und ihm diene ich gern. Doch fürchten Sie nichts, unsere Freundschaft hat durchaus keinen ernsten Charakter.«

Clara konnte nicht antworten, denn Jacobson fragte an der Tür, ob er eintreten dürfe und erhielt die Erlaubnis dazu.

»Jetzt, meine gnädige Baronin«, sagte er eilig, »Sie wissen noch nicht, dass wir verraten wurden!«

»Wirklich!«, rief die Baronin erschreckend.

»Ja! Der Mensch, den ich gewonnen hatte, hat meine Vermutungen gerechtfertigt, und in Folge seines Verrats sind wahrscheinlich, er selbst auch, zwei Menschenleben draufgegangen, es wird also Lärm werden und das bald.«

»Ganz unzweifelhaft!«

»Ich muss also fort, einmal meiner Sicherheit wegen und dann, um die Verfolger von der Spur der Damen abzulenken; ich muss Ihnen dieselben sowie deren Fortschaffung überlassen.

»Ich werde tun, was sich tun lässt!«

»Ich bin davon überzeugt, meine Damen. Hoffentlich sehen Sie recht bald den Herrn von der Grieben wieder, ich hoffe übermorgen, melden Sie ihm von mir viel Grüße.« Jacobson verbeugte sich, und Mutter wie Töchter eilten auf ihn zu, ihm ihre Hände reichend, die er küsste.

»Vergessen Sie nicht übermorgen, gnädige Frau Baronin!«

»Gewiss nicht!«, antwortete diese und mit einer neuen Verbeugung verabschiedete sich der Capitain, um auch sogleich das Haus zu verlassen.

Draußen angekommen, sah er sich vergeblich nach seinen beiden Begleitern um; er ließ in der Meinung, dass sie sich verborgen hätten, einen leisen Pfiff als Signal ertönen. Derselbe wurde sofort beantwortet und Jacobson wendete sich zu der Richtung hin, von wo jener Pfiff gekommen war.

Er erreichte sehr bald eine Wandnische, in der er zwei menschliche Gestalten bemerkte; unvorsichtigerweise trat er zu ihnen und fühlte sich im nächsten Moment ergriffen und trotz seiner Gegenwehr zu Boden geworfen. Ein neuer Pfiff tönte durch die Straße, die sich sofort belebte; mindestens zwanzig Gestalten zeigten sich und umringten den Gefangenen, noch

zwei andere mit sich schleppend.

Jacobson hatte seine Rechnung für den heutigen Abend in der Übereilung, ohne die stets sehr gute Stadtwache, gemacht; ein Mitglied derselben hatte die Gruppe, welche er, seine Leute und die Damen bildeten, gesehen und verdächtig gefunden. Er hatte Gefolgsleute benachrichtigt und folgte. Der gefasste Verdacht dieser Leute wurde bald verstärkt und zur Verhaftung der beiden Begleiter geschritten, endlich auch Jacobson ergriffen. Als dieser auf die Frage, wer er sei, nicht antwortete, wurden alle drei zum Rathaus gebracht. Ein Teil der Scharwache und deren Führer blieb vor dem Haus, um weiter zu beobachten.

XXXIII. Mann und Frau

Oberst Staelswerd war mit seiner Wache glücklich, so schnell es eben ging, bei der Kustodie angelangt; jedoch nur, um zu seinem Schreck und Ärger eine höchst unangenehme Bescherung und einen aufgeregteten Stadtteil zu finden.

Das Gerücht von dem Geschehenen verbreitete sich trotz der späten Stunde sehr schnell. Bald war auch ein Teil der Scharwache an dem Ort.

Der Schließer war schwer verwundet, lebte jedoch noch und konnte erzählen, was geschehen war. Die Stadtwache schickte sich an, nach den ihr von den Nachbarn werdenden Nachweisungen die Flüchtigen zu verfolgen.

Das war kein Resultat, mit dem der Baron sich zufrieden fühlen konnte. Ärgerlich verließ er den Schauplatz, als dessen Regisseur er mit Recht zu betrachten war.

In übelster Laune durch die finsternen Straßen stolpernd und unangenehm von dem berührt, was er auf demselben von Begegnenden noch hören musste, kam er vor seiner Wohnung an, um dort noch obendrein von der Stadtwache angehalten zu werden.

Staelswerd gab sich zu erkennen.

»Was gibt es denn hier?«, war eine Frage, die ihm unwillkürlich entfuhr.

Der Wachtmeister erklärte ihm, was vorgefallen und Staelswerd fuhr auf.

»Teufel, was wird das?«, meinte er, dann erzählte er dem Sicherheitsbeamten, was er wusste.

»Folgen Sie mir«, schloss er seine Rede.

Staelswerd begab sich, von dem Beamten begleitet, nicht in seine Wohnung, sondern zu den Zimmern seiner Frau und verlangte Einlass.

Es dauerte lange, bis seinem Verlangen entsprochen wurde. Er hatte vorhin noch keinen bestimmten Verdacht gehabt, doch jetzt fasste er denselben.

Bei seinem Eintritt in das Zimmer seiner Gemahlin flog deshalb sein Blick suchend umher, doch er fand nichts Bemerkenswertes.

»Sie wünschen?«, fragte die Baronin.

»Sie haben Besuch gehabt!«, antwortete der Oberst.
»Ich glaube nicht nötig zu haben, Sie zu fragen, ob und wann ich Besuch annehmen darf.«

»Wer ist der Herr?«

»Sie werden ihn an der Uniform erkennen. Es gibt Besuche, die ich denn doch nicht zu leiden nötig habe.«

»Was will der Mann? Ich denke, wir sind uns genug, um unsere Verhältnisse zu erörtern.«

»Der Mann ist auf meinen Befehl hier und wird Ihre Zimmer, wenn es sein muss, das ganze Haus durchsuchen!«

»Kraft welches Rechts fühlen Sie sich zu einem solchen Befehl gedrungen?«

»Kraft desjenigen, welches jedem Ehemann zusteht!«

»Ihre Dienerin, gestrenger Eheherr«, spottete die Dame.

»Sie werden guttun, in einem anderen Ton zu sprechen, Madame. Wachtmeister, tun Sie Ihre Schuldigkeit!«

»Mein Freund«, sagte die Baronin, »es ist dies das Haus des Gouverneurs.«

»Gnädige Frau, es sind verdächtige Personen in dies Haus gegangen und nach ihnen suche ich.«

»In meiner Wohnung kann nur jemand mit meiner Einwilligung kommen. Ich brauche niemand Rechenschaft darüber zu geben, wen ich einlasse.«

»Es sind hier unten drei Leute verhaftet«, sagte der Mann, »von denen man vermutet ...!«

»Wie«, rief die Dame jäh, »wer ist verhaftet?«

»Derselbe Mann, welcher der Eispartie seine angenehme Gesellschaft ohne alles Recht schenkte«, sagte

der Baron.

Die Dame erbleichte.

»Also doch«, flüsterte sie, »ich werde meinen Vater wecken lassen!«

»Nicht von der Stelle!«, sagte der Baron, ihr den Weg vertretend, als sie Miene machte, hinauszueilen.

»Sie wollten ...«

»Wachtmeister, ich befehle Ihnen nochmals Ihre Schuldigkeit zu tun.«

Die Baronin war mit ihrem Mut zu Ende; die Mitteilung über die Verhaftung Jacobsons hatte denselben gebrochen. Sie machte keinen Versuch mehr, die Durchsuchung ihrer Zimmer zu verhindern.

Schon im nächsten Zimmer wurden die drei kaum befreiten Damen gefunden.

»Ei!«, rief der Oberst, »vortrefflich, Sie werden Gesellschaft bekommen, meine Damen! Wachtmeister, ich übergebe Ihnen auch jene Frau da. Sie wird zu verantworten haben, was sie getan hat.«

»Mich!«, rief die Baronin.

Inzwischen hatte jedoch die Zofe der Baronin getan, was ihre Herrin tun wollte. Sobald sie deren Absicht im Vorzimmer bemerkte, war sie zu dem anderen Flügel des Hauses geeilt und hatte den Gouverneur wecken lassen.

Als derselbe erwacht war, hatte sie ihm mit geläufiger Zunge mitgeteilt, was in seinem Haus vorging.

Der Gouverneur erschien daher nun in Nachtkleidern in seinem Zimmer. Die Entrüstung war in seinen Zügen zu lesen.

Staelswerd war in seinem Hass gegen seine Gemahlin zu weit gegangen und hatte vergessen, dass er selbst nur in diesem Haus geduldet, nur durch den Gouverneur aufrecht gehalten wurde.

Seine Gemahlin eilte dem Vater entgegen.

»Sind Sie noch Gouverneur dieser Stadt, mein Papa?«, rief sie außer sich, »sind Sie noch Herr in Ihrem Haus, oder dieser Mann, dessen Bravour darin zu bestehen scheint, gegen Damen zu Felde zu ziehen, und der hier durch die Polizei eine Hausdurchsuchung halten lässt.«

»Schere Er sich hinaus!«, donnerte der Gouverneur dem Beamten zu. »Sind das die Damen, da?«

»Jawohl, Vater.«

»Sie bleiben bis auf Weiteres meine Gäste. Sie begeben sich sofort in Arrest, Herr Oberst.«

»Exzellenz!«, stotterte Staelswerd. »Hinaus oder ich lasse Sie in Ketten an den Ort Ihrer Bestimmung transportieren.«

Das war eine böse Wendung der Dinge. Doch Staelswerd musste gehorchen. Mit einem Wutblick auf seine Gemahlin ging er zähneknirschend ab.

Der Gouverneur riss das Fenster auf und brüllte in die Nacht hinaus, dass sich die Beamten sämtlich zum Teufel scheren sollten, ihm aber am nächsten Morgen Rapport über die Ereignisse der Nacht zu machen hätten.

»Sorge für die Damen!«, rief der erzürnte Herr dann der Tochter zu und eilte mit einer Verbeugung hinaus.

»Alles kann noch gut werden«, ermutigte die Baronin ihre Gäste, wenn uns der Kapitän nicht gefangen wäre. Für ihn sieht es allerdings böse aus, doch wir werden ja morgen sehen, was sich tun lässt; ich gelte etwas bei dem Vater.«

XXXIV. Eine Diversion

Es muss in mancher Hinsicht in der Stadt Stralsund während des Siebenjährigen Krieges eine herrliche Wirtschaft gewesen sein; eine Zucht, in der niemand recht gewusst hatte, ob er Koch oder Kellermeister, ob er zu befehlen oder zu gehorchen habe.

So nimmt ein höherer Offizier Frauen gefangen und klagt sie an; das Gouvernement setzt eine Kommission nieder, die Sache zu untersuchen, und diese untersucht vergnügt darauf los, während die armen Frauen wider Recht und Gesetz in einem elenden Kerker schmachten, und dies alles nimmt plötzlich, jedoch ohne Urteil, ein Ende, sobald sich jener erste Herr so weit vergisst, sogar im Haus seines Vorgesetzten den Herrn zu spielen und die Tochter des Gouverneurs sich der Misshandlungen offen annimmt.

Es ist dieser Fall für die Verwaltung charakterisierend, er bezeichnet deutlich, dass im Ganzen ein Willkürregiment herrschte, welches nur durch den, im Grunde wenig zu Ausschreitungen geneigten Charakter der beiden hier zusammengewürfelten Nationalitäten gemildert wurde.

Denn im Grunde genommen war auch die Arrestverhängung über Staelswerd ein Akt der Willkür, und der Oberst, obwohl er sich auf die Hauptwache begab, war nicht willens, denselben so ruhig hinzunehmen, sondern richtete von der Wache aus an den Kommandanten der Festung eine Anzeige und Beschwerde.

Der Kommandant, General von Bolterstjern, verfügte sich denn auch anderen Tags zu dem Gouverneur, der soeben die Meldungen der Stadtwaache erhalten hatte, um mit ihm Rücksprache zu nehmen.

Dass sich die Herrn recht schnell verständigten, darf uns nicht Wunder nehmen, denn im Grunde wurde ihr Interesse nur durch die Verhaftung Staelswerds beteiligt, und diesen überließ der Kommandant gutwillig und gern dem Gouverneur. Dagegen gab dieser mit Freuden den Freischiffer an den Kommandanten ab, und was die Frauen betraf, so hielt man dafür, sie einstweilen in anständiger Haft zurückzubehalten, jedoch das Verfahren gegen sie einzustellen und die eingesetzte Kommission aufzulösen.

Somit war die Sache größtenteils geordnet.

Indessen hatte der verwundete Schließer seine Vermutung ausgesprochen, dass noch mehr von Jacobsons Leuten in nächster Zeit erscheinen dürften, und man richtete deshalb auf sie die Aufmerksamkeit.

Die Männer erschienen den früher von ihrem Chef erhaltenen Weisungen gemäß, und wenn auch nicht alle, so wurden doch noch sieben derselben festgenommen. Über diesen Kasus also war man in Stralsund fort, doch nicht über einen anderen Punkt, der

für die Schweden schwer genug ins Gewicht fallen sollte.

Belling hatte seine Unterstützung zur Befreiung der Damen zugesagt, und weshalb sollte er auch nicht, es war Krieg, und jede Veranlassung, dem Feind strenger auf den Pelz zu rücken, gleichgültig.

Er konzentrierte deshalb den größten Teil seiner Streitkräfte bei Anklam, und zwar so, dass die Schweden dies bemerkten mussten, die denn ihrerseits ebenfalls dorthin ihre Hauptmacht wendeten. Inzwischen war Grieben mit vier Eskadron im Süden an der mecklenburgischen Grenze verblieben, um hinter dem entblößten Flügel des Feindes am bestimmten Tag möglichst weit nach Stralsund vorzugehen. Dies war in der gegenwärtigen Jahreszeit allerdings möglich, da die Gewässer und Sümpfe, bereits zugefroren, überall passiert werden konnten.

Natürlich war der Hauptzweck dieser Expedition die Aufnahme der durch die Seeleute aus der Festung geholten Damen; der Nebenzweck Beunruhigung der Kantonements des Feindes, Verbrennung der Magazine, Wegnahme der Kassen, und was sonst durch einen schnellen Coup ausgeführt werden konnte, dem Feind zu schaden.

Belling begann seinen Angriff mit Heftigkeit und drang am ersten Tage fast bis nach Greifswald vor, während die Seeleute Jacobsons auf dem Eis vorgehend, seinen rechten Flügel bildeten. Nach Greifswald eilte denn auch der Höchstkommandierende des schwedischen Korps, der General von Stedingk.

Obwohl Belling nur Feldgeschütze bei sich hatte, tat er doch, als wolle er den befestigten Ort angreifen. Um diese Absicht jedoch deutlich merken zu lassen, hatte er auf Schlitten schweres Schiffsgeschütz herbeischleppen lassen und tat, als wolle er grimmig die arme Stadt bombardieren, doch platzten die geworfenen Bomben und Granaten alle in der Luft.

Der schwedische General musste nun annehmen, dass Verstärkungen der Preußen angelangt seien oder doch anlangen dürften, und dass man wirklich Ernst machen werde. Indessen war er noch unsicher, von welcher Seite der Hauptangriff stattfinden werde. Er ließ daher schnell den früheren Schauplatz rekognoszieren, und als ihm berichtet wurde, dass derselbe gänzlich von den Preußen verlassen zu sein scheine, zweifelte er nicht mehr daran, dass von Anklam her der eigentliche und einzige Angriff gemacht werden solle. Dorthin beorderte er denn alle, nur irgend an anderen Orten abkömmliche Truppen. Man schlug sich bei Greifswald ganze zwei Tage umher wie noch nie an dieser Stelle während des Krieges. Doch am Morgen des dritten Tages waren die Preußen verschwunden, als seien sie durch die Luft davongeflogen oder in die Erde versunken. Nun merkte Ste dingk, dass er hintergangen sei. Bald eingehende Meldungen bestätigten diese Vermutung zu Genüge. Er eilte nach Stralsund.

Inzwischen hatte Grieben seine vier Eskadron in der Stille bei Demmin gesammelt, ging mit denselben am Abend über die Peene und eilte in der klaren Winter-

nacht auf vier verschiedenen Wegen, die linke Flügel-Eskadron hart an der mecklenburgischen Grenze, auf Stralsund zu. Am nächsten Morgen befanden sich die vier Eskadronen in Zügen und halben Zügen aufgelöst auf der Strecke von Reinberg, Elmenhorst, Richtenberg bis Senntow, im Rücken der schwedischen Armee auf alle Wege und Pässe verteilt, um alles aufzufangen, was sich vom Norden her nähern werde.

Es ist unnötig anzuführen, was die kühne Streif-schar alles noch nebenbei in den Kantonments des Feindes verrichtete. In der Hauptsache warteten sie jedoch bis zum Nachmittage vergebens, Wardow und Blücher suchten bei dem Oberstleutnant um die Erlaubnis nach, noch weiter vorgehen zu dürfen, wenn es sein müsse, bis unter die Mauern von Stralsund.

Grieben gab seinem zukünftigen Schwiegersohn nur ungern die Erlaubnis dazu, schlug das Gesuch Blüchers gänzlich ab und beauftragte mit der oberen Leitung des Unternehmens einen älteren Offizier. Zwei Züge rückten zu dem Zweck vor, womöglich zu erfahren, weshalb die Expedition Jacobsons noch nicht zurückgekehrt sei.

Diese Husaren stießen bei Steinhagen bereits auf eine schwedische Reiterpatrouille; denn man hatte schon in der Festung die Annäherung der Preußen erfahren. Die Preußen jagten jedoch die Schweden zurück und folgten ihnen bis zur Triebseer Vorstadt von Stralsund.

Von dieser aus erschien mehr schwedische Reiterei auf dem Platz. Man schlug sich in der Dämmerung

wild umher. Wardow nun fast gewiss, dass Jacobsons Unternehmen gescheitert sei, beteiligte sich mit toller Wut an dem Kampf, bis ein Schuss sein Pferd zu Boden streckte.

Dies wäre in der Mitte der seinen für den jungen Mann kein großes Unglück gewesen; in der Dunkelheit davon zu kommen, wäre auch zu Fuß gegangen. Doch er hatte sich zu weit vorgewagt. Sein Unheil voll zu machen, war er mit einem Bein unter das verendete Pferd geraten und wurde dadurch festgehalten. Rufen durfte er nicht, und somit blieb der einzige Ausweg, abzuwarten, ob die Preußen wieder vorgehen würden, ihn zu befreien, oder die Nacht ihm Gelegenheit bieten werde, davonzukommen.

Inzwischen fand wenige Schritte von dem jungen Offizier ein anderes Ereignis statt, welches für ihn von der größten Wichtigkeit werden sollte. Zwischen die fechtenden Reiter hindurch, suchte ein Mensch zu entfliehen, der endlich den Steigriemen eines Preußen erfassend, denselben bat, ihn zu seinem Offizier zu führen.

Der Reiter erkannte bald, dass dies einer von Jacobsons Gesellen war, und tat, wie jener verlangte.

Der kommandierende Offizier war bald gefunden, und jener Mensch bestätigte, was man schon vermutete, dass Jacobsons Unternehmen missglückt, er selbst gefangen und in Ketten geschlagen auf der Hauptwache verwahrt werde; die Damen jedoch aus dem Gefängnis befreit und im Haus des Gouverneurs, obwohl als halbe Gefangene, Aufnahme gefunden

hätten.

Nach diesen Mitteilungen des Mannes war die Aufgabe des kleinen Husarentrupps zu Ende. Der Offizier ließ Appell blasen, sammelte seine Leute und eilte nun eine kurze Strecke verfolgt zurück, um seinen Vorgesetzten Meldung zu machen. Zu spät vermisste man bei diesem eiligen Rückzug den Leutnant von Wardow.

Dieser hörte das Signal *Appell* mit Gefühlen, die man sich denken kann; gab indessen noch nicht alle Hoffnung auf. Doch bald betraten Leute das Gefechtsfeld, welche, statt sich zu schlagen, vorzogen, die Gefallenen zu plündern. Diese fanden Wardow, zogen ihm die reiche Uniform aus und schlepten ihn dann halb nackt zur Stadt, wo er einstweilen auf der Torwache untergebracht wurde.

Wardow verkannte keinen Augenblick seine Lage und beschloss daher, sich einen falschen Namen zu geben, da er nur noch die Bekleider eines Offiziers trug, sich für einen gemeinen Husaren auszugeben.

Als man ihm die Frage vorlegte, ob er Offizier sei, antwortete er mit Nein; infolgedessen wurde er in die Kasematten zu anderen Gefangenen gebracht. Und dies sollte gerade sein Unglück sein, denn ein unter ihnen befindlicher Husar seines Regiments erkannte ihn und redete ihn seiner Charge gemäß an.

Dies wurde gehört, und fiel auf. Die Verleugnung seiner Charge musste eine Ursache haben, und man führte ihn auf die Hauptwache; hier wurde er erkannt und sofort, mit Fesseln belastet, in ein dunkles Loch

geworfen. Wardow begriff, dass er nun verloren sei.

XXXV. Der zuständige Richter

Der schwedische Befehlshaber hatte sein Hauptquartier früher in der kleinen Stadt Franzburg gehabt. Als derselbe nach der erhaltenen Meldung von den Vorfällen im Westen von Greifswald zurückkehrte, fand er die Beamten seines Generalstabes, welche zurückgeblieben waren, verjagt, sein Büro zerstört und seine Wohnung geplündert.

Der General hatte schon verschiedentlich nach Schweden berichtet, dass seine schwer bepackte und schwer berittene Kavallerie es in keiner Weise mit der preußischen aufnehmen könnte, und deshalb gebeten, hierin eine Änderung eintreten zu lassen.

Doch in Schweden dachte man nicht an solche Notwendigkeiten, und die Sache blieb beim Alten.

Dieser letzte Streich der preußischen Husaren war indessen der Art, dass es nicht ratsam erschien, länger in einer kleinen unbefestigten Stadt zu verweilen, weshalb die Exzellenz beschloss, das Hauptquartier nach Stralsund zu verlegen, wohin er auch sofort für seine Person abging und in der allerbösesten Laune anlangte.

Die Behörden der Stadt beeilten sich, dem Höchstkommandierenden ihre Huldigungen darzubringen, bei welcher Gelegenheit ihm auch die Meldung von der Gefangennahme Jacobsons und Wardows ge-

macht wurde.

»Was!«, rief der gestrenge Feldherr, »ohne Lorbeeren, der Pirat und der Deserteur? Sofort Kriegsrecht über beide, meine Herren, veranlassen Sie das Nötige!«

Diese letzten Worte waren an seine Adjutanten gerichtet, und der Gouverneur wagte die Bemerkung, dass der Pirat in der Stadt einen Mord begangen und eigentlich Gefangener der Zivilbehörde sei.

»Was wollen Sie damit sagen, Excellenz?«, fragte der General. »Ich meine, dass das Gericht der Stadt die zuständige Behörde sei, über das Verbrechen zu urteilen.« »Bah!«, rief der General, »um die Sache Jahre lang hinzuschleppen und dem Freibeuter Gelegenheit zu geben, zu entwischen. Übrigens ist es gleich, ob derselbe gehängt oder geköpft wird, und der einzige zuständige Richter in allen Kapitalsachen der Provinz bin ich gegenwärtig.«

Der Gouverneur verbeugte sich und trug noch seine Beschwerde über den Oberst Staelswerd vor, welchen der General nie leiden konnte.

»Kann morgen ebenfalls gleich sein Urteil erfahren!«, sagte der General, »ich danke Ihnen, meine Herren!«

Die Herren gingen.

Schon am nächsten Morgen nach Wardows Gefangen nahme war dieselbe in der ganzen Stadt bekannt. Es gab sehr viel Leute, die den jungen munteren Mann früher gekannt hatte, eine gute Anzahl, die ihm näher gestanden haben. In Erinnerung an die Befreiung

Griebens schenkte man dem armen Offizier ein allgemeines Bedauern.

Welcher Schmerz aber Frau von der Griebens und Sophie ergriff, als sie die schreckliche Mär vernahmen, kann man sich denken, besonders wenn in Betracht gezogen wird, dass sie das Schicksal, welches jetzt Wardow bevorstand, auch jeden Augenblick, den Vater betreffend, fürchten mussten.

Die Baronin suchte die Damen zwar in ihrer halb leichtsinnigen, halb energischen Weise zu ermutigen und zu trösten; sie war voll neuer kühner Hoffnungen, in der Meinung, dass es gelingen werde, Jacobson zu befreien, und dieser dann auch Wardows Be- freiung bewirken werde. Doch ihre Hoffnung ward gänzlich niedergeschlagen, als der Vater zu Hause angegangt war und mitteilte, wie schnell sich schon das Schicksal der beiden Männer entscheiden solle und auf ihren ausgesprochenen Wunsch, eine Verzögerung der Sache zu bewirken, erklärte, dass er dazu in keiner Weise beitragen könne, wenn er sich nicht in den Augen des Generals kompromittieren wolle. Ja, dass er nicht einmal wisse, inwiefern er jetzt auch für die Frauen werde etwas tun können.

Die Baronin besann sich indessen schnell, machte sich auf und eilte zu dem Höchstkommandierenden, um ihn um Aufschub für die Gefangenen zu bitten.

Der General hörte die Dame ernst an. Als sie geendet hatte, schüttelte er das weiße Haupt.

»Madame!«, antwortete er, »ich bin der Ansicht, dass ihre Bitte passender für Ihren Herrn Gemahl an-

gebracht worden wäre. Ich weiß kaum, was ich über Sie denken soll?«

Die junge Dame errötete, verbeugte sich, und eilte davon. Jetzt war sie völlig gewiss, dass beide verloren sein mussten.

Der Offizier, welcher die nach Stralsund vorgeschobenen Truppen kommandierte, fragte später jeden einzelnen Mann nach dem Leutnant von Wardow, ohne jedoch Auskunft über denselben zu erhalten. In dessen wusste hier auch jener Seemann, der die erste Hiobspost gebracht hatte, Auskunft zu geben. Er hatte einen Husaren weit vorn, zwischen den feindlichen Reitern gesehen, auf den er zuerst habe zueilen wollen; derselbe sei jedoch in demselben Moment, als er jene Absicht gefasst hatte, gefallen. Er vermutete, dass es wohl ein Offizier gewesen war.

Die Gesellschaft ritt daher trist zurück, denn wenn schon die Gefangennahme jedes Offiziers ein Unglück zu nennen war, so konnte die Wardows für ein großes gelten. Wieder bei dem Oberstleutnant eingetroffen, stellte er demselben den Seemann vor, welcher auch an Grieben seinen Bericht abstattete, der dabei natürlich erschrak. Doch fast noch mehr erregte ihn die Meldung, dass Wardow vermutlich gefallen oder verwundet, vielleicht gefangen sei.

»Ich hätte ihn nicht gehen lassen sollen!«, rief Grieben.

Man tröstete sich sogar mit dem geringeren Unglück, welches dem jungen Mann begegnet sein könnte, nämlich, dass er getötet worden war. Grieben gab

das Signal zum Aufbruch, und man zog sich zurück, wie man gekommen, mit Blitzesschnelle. Grieben hatte den Marsch seiner Eskadronen beim Rückzug bereits mehr nach Osten dirigiert, er ließ sie in der Gegend bei Trantow stehen und eilte, nur von dem Offizier, der nach Stralsund vorgerückt war, von Blücher und dem Seemann begleitet, nach Anklam, um den Obersten aufzusuchen.

Belling hatte inzwischen ebenfalls durch zurückgekehrte Seeleute das Misslingen des Unternehmens Jacobsons und seine Gefangennahme erfahren. Wardows Verschwinden vermehrte das Unheil und er schüttelte heftig den Kopf.

»Das sind böse Händel!«, fügte er hinzu, »doch ich will versuchen, was sich tun lässt. Blücher, Sie können sich das Vergnügen machen, zum König nach Schlesien zu reiten. Ich halte den Fall für wichtig genug, um Seiner Majestät Meldung darüber zu machen!«

Blücher eilte, sich zu dem weiten Ritt vorzubereiten, und der Oberst brachte während dieser Zeit seinen Rapport zu Papier.

Nachdem Blücher abgefertigt war, sendete der General einen anderen Adjutanten, von einem Trompeter begleitet, mit folgendem Schreiben an den Oberbefehlshaber der Schweden ab.

Exzellenz!

Ich vermute, dass zwei Offiziere Seiner Majestät, meines Königs und Herrn, unter Umständen in Ihre Gewalt geraten sind, die ein zweideutiges Licht auf ihren Charak-

ter werfen könnten. Ich ersuche Sie mit der Beurteilung dieser Umstände nicht zu eilen, sondern abzuwarten, bis die Entscheidung meines Königs, wie ich mich in diesem Fall Ihnen gegenüber zu verhalten habe, angelangt sein kann. Es wird die Einholung derselben nur so lange Frist erfordern, wie ein guter Reiter braucht, von hier nach Schlesien und zurück zu gelangen. Die Gewährung meines Ansuchens wird mich zu gleichen Diensten verpflichten. Sollten Sie jedoch wider Erwarten die ganze Strenge der Kriegsgesetze anzuwenden Veranlassung nehmen, so werde ich jeden von jetzt ab in meine Gewalt kommenden schwedischen Offizier auf die Weise behandeln, wie sie etwa den königlichen Marinekapitän Jacobson und den Leutnant in meinem Regiment von War-dow. Übrigens habe ich die Ehre usw.

XXXVI. Die Katastrophe

Der Adjutant Bellings traf den schwedischen General nicht mehr in Greifswald und folgte ihm deshalb nach Franzburg. Doch auch dieser Ort war von Stedingk schon wieder verlassen, und der Offizier eilte nach Stralsund.

Der General ließ den Adjutanten vor sich, nahm ihm das Schreiben ab und las es. Es geschah dies an dem Morgen des Tages, an welchem das Kriegsgericht über die beiden Gefangenen aburteilen sollte.

»Bleiben Sie bis zum Abend!«, antwortete der General einstweilen, »dann werde ich Ihnen ganz genauen

Bescheid erteilen!«

Der Offizier blieb.

Es war ungefähr des Vormittags um neun Uhr, als sich das Kriegsgericht auf der Hauptwache am Alten Markt versammelte. Das Gerücht davon war in die Stadt gedrungen und eine Menge Volkes hatte sich versammelt.

Jacobson war der Erste, der vorgeführt wurde. Sein Verhör begann mit den üblichen Fragen nach den Personalien, die der Freischiffer der Wahrheit gemäß beantwortete. Er erklärte dabei, dass er zwar zu Gunsten des Königs von Preußen die Waffen in der letzten Zeit geführt habe, doch in keinem bestimmten Verhältnis zu demselben stehe, noch als ein Offizier seiner Armee zu betrachten sei.

Dagegen verweigerte er jede Auslassung auf die wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Ebenso erklärte er sich nicht, dass er die ihm vorgeführten Leute seines Geschwaders kenne. Er wurde abgeführt und jene Leute einzeln vernommen. Als die Verhöre, bei denen die Seeleute meistens dem Beispiel ihres Kapitäns folgten, beendet waren, fand eine kurze Beratung statt, nach der das Urteil für alle acht Personen dieser Kategorie mit Nichtberücksichtigung ihrer sonstigen Verbrechen wegen Spionieren im Krieg gefangen werden sollten.

Nach Fällung dieses Urteils kam Wardows Sache zur Verhandlung. Auch sie kam bald zu Ende, da die Schuld desselben unzweifelhaft war und er kein einziges der ihm zur Last gelegten Vergehen leugnen

konnte.

Dieselben sollten bestehen in Befreiung eines Landesverräters, Desertion und Führung der Waffen gegen das Vaterland und seinen rechtmäßigen König.

Für dieselben wurde der junge Mann zum Tode durch Erschießen verurteilt und sein sowie die übrigen Urteile sofort nach der Fällung von dem Obergeneral bestätigt. Den wieder vorgeführten Verurteilten wurde die Sentenz mit dem Bemerkten publiziert, dass dasselbe am Nachmittag an ihnen vollstreckt werden solle.

Der preußische Offizier versuchte noch mündlich den General auf andere Gedanken zu bringen. Das einmal zusammengetretene Kriegsgericht urteilte auch noch den Fall mit Staelswerd ab, der kassiert, und aus der Armee verwiesen wurde. Ob dieses Urteil gerechtfertigt war, ist sehr zweifelhaft. Jacobson und Wardow erhielten, nachdem ihr Schicksal bekannt geworden war, verschiedene Besuche; Ersterer besonders von Personen, von denen man nie geglaubt hätte, dass sie zu seiner Bekanntschaft gehörten. Verschiedene Gesuche um seine Begnadigung würden jedoch von Stedingk streng zurückgewiesen.

Auch die Baronin, die Frau von der Grieben und deren Töchter erschienen, um dem Mann Lebewohl zu sagen, der eigentlich den Anfang ihrer Leiden zum Teil heraufbeschworen hatte, der ihnen jedoch, besonders der älteren Tochter, so wert geworden war.

Jacobson erschien gefasst, den Frauen gegenüber sogar heiter, doch blitzte zu Zeiten ein verbissener In-

grimm durch, welcher jedenfalls daher rührte, dass er nun dennoch auf so schmachvolle Art und Weise seinem so gehassten Gegner unterliegen müsste. Auf seinen Wunsch wurde er einige Zeit mit Clara allein gelassen, nach Ablauf der Frist forderte er einen Notar und diktirte diesem ein Testament, nach dem er seine Schiffe und Waffen dem König von Preußen vermachte, seine in verschiedenen Banken deponierten Gelder jedoch demselben nur zur Hälfte überließ, während die andere Hälfte seiner Verlobten Clara von der Grieben bestimmt wurde. Zum Testamentsvollstrecker ernannte er deren Vater und gab das ausgefertigte Dokument an Clara.

Während dieser ganzen Zeit waren die Damen auch ab und zu an Wardow gekommen; dieser war weniger ruhig bei seinen trüben Aussichten. Er hatte kurze Zeit sein Leben so hoffnungsreich gesehen, dass es ihn schmerzte, schon so früh aus demselben zu scheiden.

Seine wenigen Habseligkeiten verteilte er an die Glieder der Grieben'schen Familie und an seine Geschwister, um sie als Andenken zu bewahren. Eine Unterredung mit Jacobson wurde ihm gewährt, und als er erfuhr, wie derselbe für die Grieben'sche Familie gesorgt hatte, gab er sich etwas zufrieden.

Gegen drei Uhr des Nachmittags wurde den Besuchern endlich eröffnet, dass sie sich zu entfernen hätten. Um diese Zeit bereits war fast die ganze Bewohnerschaft auf den Plätzen und Straßen in der Hauptstadt versammelt, um nicht ein seltenes Schauspiel zu versäumen. Es war vier Uhr, als die Verurteilten aus

dem Wachlokal auf die Straße traten. Die untergehende Sonne eines klaren schönen Wintertages übergoss alle mit einem rötlichen Schimmer. Von einer Eskorte in die Mitte genommen, setzte sich der Zug in Bewegung.

Doch machen wir es kurz. Am blauen Turm auf dem Frankenwall, demselben Gebäude, aus dessen Mauern er den alten Grieben befreit hatte, erwartete ein Jägerdetachement den Deserteur.

Dieser, welcher beim Anblick des Turmes schmerzlich lächelte, wurde auf zehn Schritt Entfernung von jenem aufgestellt. Eine Reihe von Kommandos folgte, endlich krachten zwölf Schüsse und der tödlich Getroffene sank in die vor seinen Beinen befindliche Grube. Der lebenslustige von Wardow war nicht mehr.

Weiter ging der Zug zum Frankentor hinaus bis auf die Frankenwiese, wo ein langes Gerüst errichtet war.

Achtmal verrichtete der Henker sein Werk langsam und bedächtig vor der stumm staunenden Zuschauermenge. Als dem letzten Delinquenten der Strick um den Hals geworfen worden war, ertönte es vernehmbar mit einer Stimme die durch Übung des Kommandos fest und bestimmt geworden.

»Fluch über Schweden, das stets seine besten Männer mit Undank belohnt, es falle von seiner Höhe und werde Fremden zur Beute, es verschwinde als Reich aus der Zahl der Staaten oder existiere und vegetiere verachtet von anderen Völkern sich selbst zur Last!«

Jacobsons Stimme verhallte, sein Mund verstummte

für immer, aber sein weissagender Fluch ging in Erfüllung. Das mächtige Schweden blieb bis heute nur noch ein Schatten von ehedem.

Die Menge zerstreute sich schaudernd, und mancher, der dieser Exekution schweigend zugesehen hatte, mochte sich wohl fragen, ob denn diese Leute wirklich einen solchen Tod verdient haben mochten.

Bei Nacht und Nebel sprengte der Adjutant Bellings davon, und die ihm von dem schwedischen General übergebene Antwort lautete:

Mein Herr Oberst

Ich habe keine Neigung den Krieg in einer Weise zu führen, wie es zwischen barbarischen Völkern früherer Zeiten Sitte, und wäre deshalb gerne bereit gewesen, mich Ihnen gefällig zu zeigen. Die Form und Fassung Ihres Schreibens sagt jedoch von vornherein, dass sie in dem vorliegenden Fall nicht darauf rechneten, und wirklich, ich wusste nicht, wie ich es hätte verantworten sollen, einem Spion und einem Deserteur auch nur die geringsten Rücksichten zu beweisen. Was hier weiter geschehen ist, wird Ihnen der Überbringer dieses, der davon Augenzeuge gewesen war, berichten. Was Sie später infolgedessen tun werden, müssen Sie wissen, ich begebe mich jedes Versuchs Ihre Handlungsweise zu beeinflussen; wir sind aber beide unserem Fürsten, unserem Volk der Zukunft und der Geschichte für unsere Handlungen verantwortlich. Ich habe die Ehre usw.

»Er hat recht!«, rief Belling mit dem Fuß aufstoßend.

»Was ist denn geschehen?«

Der Offizier berichtete.

»Donnerwetter!«, rief Belling, »der arme Grieben; gehen Sie zu ihm, ich habe keine Lust dazu, und noch eins – setzen Sie in den Tagesbefehl für das Korps, dass in der nächsten Zeit kein schwedischer Offizier zum Gefangenen gemacht werde. Ich müsste sonst zum Mörder werden oder mich blamieren; hoffentlich wird bald ein Befehl vom König eintreffen.

Dieser Befehl kam nach einigen Tagen an und lautete:

Mein lieber Belling!

Sein Erfolg freut mich, und ich danke Ihnen, was seine weitere Meldungen betrifft, so denke ich, der Jacobson wird sich selbst zu salvieren wissen und wie er mir vorgekommen war, in solcher Lage nicht auf unsere Hilfe rechnen. Den Leutnant von Wardow anlangend, so tut er mir leid, da Er ihn als einen Offizier von mérité schildert, doch er hätte sich nicht kriegen lassen müssen; solche übergegangene Offiziere sind künftig zu anderen Korps zu senden, um ihre Lage nicht so gefährlich zu machen. Wegen der Frauen, von denen Er mir früher Meldung getan hat, richte Er eine energische Forderung um Auslieferung an den feindlichen General, und wird derselbe nicht entsprochen, so verbrenne er den Schweren täglich ein Dorf. Den Oberstleutnant von Grieben kann Er nach Berlin senden, wo er sich später bei mir melden soll!

Belling überschickte das Original dieses Schreibens sofort an Stedingk, der die Damen sogleich mit einer Entschuldigung freigab, und in das preußische Hauptquartier schickte. An Belling schrieb er, dass er mit Frauen keinen Krieg führe, und der Beleidiger derselben bereits bestraft sei. Dieser Staelswerd nämlich ging nach Schweden zurück und verschwand dort vom Schauplatz, um sich in irgendeinen verbor- genen Winkel zu verkriechen.

Das Wiedersehen Griebens und seiner Familie war kein freudiges. Er reiste in Begleitung der Letzteren nach Berlin, wurde später von Friedrich empfangen und überreichte dem König mit dem Testament des Freischiffers sein Abschiedsgesuch. Friedrich nahm das Letztere an, lehnte jedoch die Erbschaft ab. Wo das bedeutende Vermögen des Freischiffers später geblieben war, kann nicht gesagt werden. Grieben sah sich genötigt, den der Tochter zugewendeten Anteil zu erheben, und zog sich dann mit Frau und Kindern zurück. Beide Eltern starben bald, und die Schwestern vertrauerten einsam ihr Leben. Die Todesart ihrer Verlobten hatten ihre Lebenslust erstickt und jede Freude am Leben getötet.

Kein Glied der Familie sah je die Heimat wieder.

In diese kehrte erst der alte Nehls lange nach dem Krieg zurück. In seiner Begleitung befand sich Swieten, der zwei Tage sein Gast war, um sich dann seinem Vaterland zuzuwenden.

Zwei Dezennien später war der gefürchtete Freischiffer vergessen; sein Name und seine Taten gingen

in dem Strudel der wichtigeren Ereignisse jener Zeit auf.

Ende des zweiten Bandes